BLÜCHER

Meyer's

Geschichts-Bibliothek

für

allgemeine Kunde

des

Kultur- und Völkerlebens.

Mit Illustrationen.

Neunter Band. Zweiter Theil.

Mit dem Porträt von Blücher.

Hildburghausen.

Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:

Paul Bernhard.

Karl der Große.

(Von Ed. Duller.)

Karl, der Erstgeborene Pipins und seiner Hausfrau Bertha (Bertrada), erblickte am 2. April des Jahres 742 das Licht der Welt. Unbekannt ist die Stätte, wo seine Wiege stand; Einige vermuthen, daß es Aachen, Andere, daß es Ingelheim war; schon Karls Zeitgenosse und Geschichtschreiber Eginhard bekennt, daß über Geburt, Kindheit und Knabenzeit seines Gebieters bereits damals keine gewisse Kunde zu finden war.

Karls Gestalt maß sieben seiner Fußlängen, kräftig war sein Bau, das Antlitz ernstfreundlich, lebhaft der Ausdruck der großen Augen, schön das Haar, der Nacken etwas gebückt und kurz, der Unterleib ein wenig vorragend, aber im Uebrigen glich das Ebenmaß der Glieder dies Mißverhältniß aus; die Haltung war würdevoll, der Stimme Klang so laut, wie der Rede Fluß rasch. — Diesen Körper beseelte ein hochstrebender Geist, ausgerüstet mit glänzenden Eigenschaften. Karl verband durchdringende Verstandesschärfe mit unbeugsamer Willenskraft. Wie ihm das Höchste nicht für unerreichbar, das Schwierigste nicht für unüberwindbar galt, so sah er das Kleinste als nicht zu gering und unbedeutend an. Er schämte sich nicht, stets zu lernen, weil er, mit dem Trieb, der sein ganzes Wesen durchdrang und bewegte, Alles beherrschen wollte und nur dann vollkommen herrschen zu können überzeugt war, wenn er für alle Ver-

hältnisse den Maßstab der Beurtheilung in sich selber fand. Dieser Trieb zeigt uns den Standpunkt zur richtigen Auffassung seines Charakters. Karl war durch und durch Franke; auf dem Höhepunkt seines Volksstammes stehend, konnte er das Gepräge desselben nicht verleugnen. Das heiße Frankenblut wallte ihm rasch auf; die fränkische Leidenschaftlichkeit riß ihn leicht dahin; ihn erfüllte der ganze Stolz dieses in Siegen und Eroberungen glücklichen Stammes, das feste Vertrauen auf den Herrscherberuf. Jede edle Eigenschaft des fränkischen Wesens, wie es ursprünglich war, aber auch jedes Merkmal der Entartung, wie sie sich in Folge der geschichtlichen Entwickelung desselben gezeigt hatte, war an ihm zu erkennen; um den Zweck zu erreichen, den er sich vorgesetzt, scheute er auch unsittliche und verwerfliche Mittel nicht, und derselbe Mann, welcher aufrichtig an die göttliche Anordnung seines großen Berufes glaubte, mied auch den Weg des Verbrechens nicht, um seinen Willen durchzuführen. Demüthig vor Gott und fromm im Sinn seines Zeitalters, war er unter Umständen treulos und grausam; er dachte nicht daran, daß es für den Höchsten auf Erden kein anderes Sittengesetz als für den Geringsten gibt. Ihm, der mit seltener Lust nach Erwerbung und Förderung von Bildung strebte, blieb der Sinn für Menschlichkeit verschlossen; ihm, der von nationalem Selbstgefühl in hohem Grade erfüllt war, fehlte die Achtung vor der Heiligkeit der Nationalität überhaupt.

Das Frankenkönigthum zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu erweitern, war der Grundgedanke, der ihn bei allen seinen Handlungen bestimmte, und als Schwerpunkt erfaßte er Austrasien (Deutschfranken). Dies Weltreich aber war die Christenheit, welche sich immer mehr durch Unterwerfung und Bekehrung der Heiden erweitern sollte. Das Urbild der gesellschaftlichen Ordnung in demselben und der bürgerlichen Verfassung gaben die Einrichtungen der Kirche, welche zur Sorge für das Seelenheil eben so von Gott eingesetzt sey, als die weltliche Obrigkeit zu ihrem Schutz und

zu der Christenheit oberster Regierung. Von dieser Anschauung ausgehend, begünstigte Karl die Kirche, gestattete ihr aber keinen Eingriff in seine Gewalt, welche er so vollkommen als die höchste Majestät betrachtete, daß er auch die oberste Aufsicht und theilweise sogar Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in seinem Reiche nicht aus der Hand gab. Indem er die ganze Anschauung seines Zeitalters in vollster Bestimmtheit äußerlich darzustellen suchte, stand er mit seinem großartigen Wollen unerschütterlich in sich selber da, als außerordentliche Erscheinung von seinen Zeitgenossen bewundert und den Glanz seiner Stellung noch Jahrhunderte lang hinterlassend, einen so reichen Glanz, daß die Nachwelt, welche sein ideales Bild davon umgeben sah, die Flecken seines wirklichen vergaß. Die Kirche verwandelte diesen Glanz in einen Heiligenschein.

Karl hatte mit seinem Bruder Karlmann nach ihres Vaters Pipin Tode das Reich getheilt. Gar bald entstand Zerwürfniß zwischen beiden Brüdern, da Karls wilde Eigensucht das Selbstgefühl des jüngeren Bruders, Dieser aber die stolzen Anmaßungen des Erstgeborenen nicht zu ertragen vermochte. Der Aufstand des Herzogs Hunold in Aquitanien, welcher sich von Karls Oberherrschaft unabhängig machen wollte, gab die Veranlassung zum Ausbruch des Bruderzwistes. Karl forderte von seinem Bruder Hülfe zur Unterwerfung Aquitaniens; Karlmann verweigerte sie; da zog Karl allein wider Hunold, besiegte ihn und trug im Herzen finsteren Bruderhaß heim. Nur der von Karl hochverehrten Mutter gelang es, den Zorn zu beschwichtigen. Indem aber Bertha neue Friedensbünde wob, schlang sie unwissentlich die Unheilsfäden für zwei Geschlechter und ein Reich. Damit die Könige der Franken und der Longobarden zu Freunden und Bundesgenossen würden, vermochte sie ihren Sohn Karl, daß er sich von seiner Hausfrau, einer fränkischen Edlen, schied und Desiderata, die Tochter des Longobardenkönigs, heirathete, wogegen dessen Sohn Adalgis ihre Tochter Gisela zur Gattin nahm. Als Papst

Stephan III. dies vernahm, erkannte er die Gefahr, welche dem Papstthum drohte, wenn sich dessen Beschützer, die Franken, mit dessen Feinden, den Longobarden, verbänden; in Rom selbst standen sich eine longobardische und eine fränkische Partei entgegen. Vergeblich hatte Stephan III. die gefürchtete Heirath zu verhindern gesucht; um sie zu zerreißen, ängstigte er Karls Gewissen durch den Vorwurf der Sünde, deren er sich schuldig gemacht habe, als er seine erste Gattin verstieß. Vielleicht noch mehr durch Rückstichten der Staatsklugheit als durch religiöse Beweggründe bestimmt, schied sich Karl im Jahre 771 auch von seiner zweiten Gemahlin, der longobardischen Königstochter. Diese Handlung erregte neues Familienzerwürfniß; sowohl seine Mutter als auch sein Bruder mißbilligten sie.

Vereinigung des Longobardenreiches mit dem fränkischen. Thassilo's Sturz.

Noch in demselben Jahre starb Karlmann eines jähen Todes, und nun gab sich Karls Herrschsucht in einer ungerechten Gewaltthat kund. Karl wurde, mit Ausschluß der Söhne Karlmanns, Alleinherrscher und unter dem Schein der Volkszustimmung, doch nicht ohne Widerspruch mancher geistlichen und weltlichen Großen, beraubte er Karlmanns Söhne ihres Reichsantheils. Karlmanns Wittwe hielt sich und ihre Söhne bei Karl nicht mehr für sicher und entfloh nach Italien unter des Longobardenkönigs Schutz. In Folge dessen schärften sich die Gegensätze noch mehr.

Desiderius trat als Schirmherr der Söhne Karlmanns und als Verfechter ihrer Ansprüche auf die vom Vater besessene, von Karl ihnen entrissene Reichshälfte auf; der Papst, dessen Vortheil den Sturz des Desiderius bedingte, konnte nur mit Wohlgefallen beobachten, wie Karl seinen Haß gegen den Bruder auf den Longobardenkönig

übertrug und wie sich an diesem Haß das Gelüste entzündete, das Longobardenreich zu unterwerfen. Desiderius erkannte die drohende Gefahr, doch blieb er Angesichts derselben unverzagt. Im Vertrauen auf den Beistand jener fränkischen Großen, deren Treue zu Karlmann dessen Tod überlebte, und auf den beleidigten Nationalstolz der Longobarden, welchen sich nun eine Gelegenheit darbot, die Schmach zu rächen, die dem ganzen Volke durch die Verstoßung der Königstochter angethan worden, vertheidigte er die Rechtsansprüche der Söhne Karlmanns und verlangte von dem Papst, daß er sie zu Königen der Franken kröne. Der Papst wies dies Ansinnen zurück und glaubte sogar, im Vertrauen auf den Schutz Karls, die Unterdrückung der longobardischen Partei in Rom mit offener Gewalt wagen zu können. Um so mehr reizte er dadurch den Longobardenkönig zur Wiedervergeltung; Desiderius besetzte das Küstenland bis Sinigaglia und führte sein Kriegsvolk über die Apenninen bis gegen Otricoli und Viterbo; als Beweggrund seines Zuges gab er an, daß ihm Entschädigung für die Dienste werden solle, welche er einst für Stephans III. Erhebung geleistet. Stephans III. Nachfolger, Papst Hadrian, rief nun Karl als Schirmherrn der römischen Kirche um Beistand an und der Frankenkönig verlangte von Desiderius sofortige Zurückziehung des Kriegsvolkes aus den römischen Landen, wogegen ihm eine namhafte Entschädigung in Geld zu Theil werden sollte. Doch Desiderius vertraute allzufest auf das Gelingen seines Planes: Karl durch eine Schilderhebung zu Gunsten der Söhne Karlmanns im eigenen Lande zu beschäftigen, und auf die Unangreifbarkeit der Alpenpässe für ein fränkisches Heer, und so wies er die Forderung wie das Anerbieten zurück. Er hatte jedoch zu wenig erwogen, daß ihm eben so sehr der Einfluß der dem Papste ergebenen Geistlichkeit als jener der Anhänger des weiland gestürzten Königs Rachis (744—749) entgegenarbeitete.

Da erschien plötzlich Karl. Er war im Herbst des Jah-

res 773 mit zwei Heeresabtheilungen von Genf aus aufgebrochen, die eine hatte er selbst über den Mont-Cenis, die andere sein Oheim Bernhard über den Mont-Jou (mons Jovis) geführt. Schon jetzt gab sich die Verrätherei kund. Ein Geistlicher aus Ravenna hatte den Franken günstige Wege gezeigt; die longobardischen Besatzungen flohen; die mit Desiderius unzufriedene Adelspartei erhob nun kühn ihr Haupt; Desiderius und Adalgis mußten mit den durch Abfall gelichteten Heerschaaren, der Erstere nach Pavia, der Letztere mit Karlmanns Wittwe und Söhnen nach Verona zurückweichen. Rasch und mit Glück benutzte Karl den ersten Erfolg. Er drang vorwärts, belagerte Pavia und Verona und eilte nach Rom; dort, wo er das Osterfest feierte, bestätigte und erweiterte er seines Vaters Pipin Schenkung an das Oberhaupt der römischen Kirche. Der Papst aber begrüßte ihn als Longobardenkönig und bald war er's auch. Unter dem Fluch der Parteiungen erlag das Longobardenreich; Pavia und Verona fielen; Desiderius gerieth mit seiner Hausfrau, mit der Wittwe und den Söhnen Karlmanns in des Frankenkönigs Gewalt, der Jenen der Krone verlustig erklärte und ihn als Mönch in einem Kloster nordwärts der Alpen verschloß; Adalgis war nach Konstantinopel geflüchtet. Desiderius starb im Kloster Corvey; von den Söhnen Karlmanns schwand jede Spur.

206 Jahre waren verflossen, seit Alboin das streitbare Longobardenvolk auf italischen Boden geführt, binnen wenigen Monden stürzte ihre Herrschaft zusammen, weil Herrschsucht und Rachelust der Großen, sowie Verrätherei der Geistlichen die Staatskräfte zersplittert und alle Verhältnisse so verwirrt hatten, daß der fremde Eroberer leichte Mühe hatte. Karl aber ließ das ganze Reich als solches bestehen; er nannte sich: „König der Franken und der Longobarden". — Von allen longobardischen Herzogthümern blieb nur eines, das von Benevent, unabhängig; der Herzog Arichis nannte sich „Fürst" und trug Scepter

und Krone wie weiland der König. Die anderen Herzoge behielten ihre bisherigen Rechte, doch schwuren sie dem Frankenkönig als neuem Longobardenkönig den Eid der Treue; sie und das ganze Volk, welches seine eigene Verfassung behielt, hatten also eigentlich bloß den Herrscher gewechselt; durch diese Auffassung dachte Karl seine Eroberung am Besten zu sichern; nur in Pavia ließ er eine fränkische Besazzung. Bald empfanden jedoch die longobardischen Großen, geistliche und weltliche, die Schmach, von einem Fremden beherrscht zu werden, und nachdem nun einmal die alte heimische Ordnung der Dinge umgewandelt war, erwachte in den Herzogen die Lust, solche unabhängige Fürstenthümer zu begründen, wie das des Arichis in Benevent; die weiland königlichen Kammergüter, welche nun der Frankenkönig an sich gezogen, lockten zur Besitzergreifung. Zudem befand sich die fränkische Besatzung nur im Westen des Reiches und war verhältnißmäßig gering; die Herzoge glaubten, daß es dem Frankenkönig unmöglich wäre, größere Heeresmacht in Oberitalien zu lassen; der Nordosten des longobardischen Oberitaliens lehnte sich durch Venetien an das griechische Kaiserthum. Der geflüchtete Adalgis trat nun aus Konstantinopel hervor, seine Ansprüche erneuernd; die Herzoge Rotgaud von Friaul, Arichis von Benevent, Hildebrand von Spoleto und Reginald von Chiusi verbanden sich mit dem Königssohne zum Sturz der Fremdherrschaft; so wie Dieser im März des Jahres 776 in Italien lande, sollten die Herzoge sich erheben.

Aber der Plan ward dem Papst verrathen und dieser warnte noch rechtzeitig; plötzlich brach Karl in Friaul ein und überwältigte das Herzogthum. Um ähnliche Versuche in der Folge unmöglich zu machen, löste nun Karl die alte longobardische Reichsverfassung auf und führte die fränkische Beamtenverwaltung ein; war es ja doch jetzt ein fränkisches Königreich Ober- und Mittel-Italien! Sämmtliche Herzogthümer wurden in Grafschaften zertheilt; der Herzogsname erlosch, nur in den kleineren Unterabtheilungen der

Grafschaften tauchten statt der fränkischen Beamtenbezeichnungen „Centenarier" und „Vikarien" bald wieder die altheimischen Namen der „Sculdase" und „Gastalden" empor; für die Franken, die sich im fränkischen Ober- und Mittel-Italien ansiedelten, galt das fränkische, für Longobarden das heimische, für Geistliche und Römer das römische Recht. Auch die neuere fränkische Einrichtung der Schöffen ging auf die eroberten italienischen Länder über, desgleichen die der königlichen Sendboten (**missi dominici**) und der Pfalzgrafen; von allem dem wird späterhin bei Darstellung der fränkischen Verfassung, wie Karl der Große sie festgestellt, ausführlich die Rede seyn. Das ganze von Karl begonnene Werk erhielt im Jahre 780 seinen Schlußstein dadurch, daß er dem longobardischen oder „italienischen" Reich seinen Sohn Pipin zum Statthalter gab.

Arichis hatte sich inzwischen in Benevent seiner Unabhängigkeit erfreut, ohne daß Karl seine Eroberungspläne auch auf den Süden Italiens ausdehnte; erst im Jahre 786 unternahm er einen vierten Zug nach Italien und zwar, auf Antrieb des Papstes, auch gegen Benevent. Vergeblich sandte ihm Arichis seinen Sohn Romuald mit friedlichen Vorschlägen entgegen; im eigenen Lande schwer bedrängt, mußte der Fürst von Benevent Karl und Pipin als Lehensherren anerkennen, eine jährliche Summe als Lehensabgabe bezahlen und Geißeln stellen.

In den Sturz des longobardischen Königshauses wurde auch der Bayernherzog Thassilo mit hinein gerissen, ein Opfer jenes Planes, welchen Pipin auf seinen Sohn Karl vererbt hatte. Schon als Kind war Thassilo (wie bereits erzählt worden) von dem Sieger Pipin nur aus Gnade als Lehensmann im Volksherzogthum belassen, als Jüngling war er gezwungen worden, dem Mächtigen Lehenstreue zu schwören, welchen zu lieben er keinen Grund hatte, welchen zu hassen ihn jede Erinnerung aufforderte. Als Mann vermochte denn Thassilo den Gedanken der schrof-

fen Abhängigkeit von dem Frankenkönig nicht zu ertragen. Pflichten, welche das alte Recht seines Geschlechtes schmälerten, sollte er heilig achten, Pflichten, unter deren drückender Last er sich nicht wie ein Fürst in seinem eigenen Lande, ja kaum wie ein Vollfreier erschien. Dem fremden König sollte er folgen, wohin Dieser ihn entbot, und wär's, um den eigenen Freund und Bundesgenossen bekämpfen, unterwerfen zu helfen. Gebunden durch einen Eid, den er, unreif an Jahren, geschworen, suchte sich Thassilo demselben mit Glimpf zu entziehen und lud dadurch die Todesstrafe auf sich, und wenn gleich das Gericht noch zur Zeit nicht vollstreckt wurde, so hing doch das Schwert an einem Haare über seinem Nacken. Inmitten seines Volksstammes suchte er segensreich zu wirken; er waltete, daß getreulich das Recht gehandhabt werde, fromm förderte er des Volkes Frömmigkeit, mit kluger Freigebigkeit suchte er durch zahlreiche Stiftungen und Schenkungen die einflußreiche Geistlichkeit zu gewinnen; tapfer focht er gegen die slavischen Karenthaner in ihren Alpenthälern; endlich hoffte er sogar sein gutes Einvernehmen mit dem fränkischen Königshause dadurch zu befestigen, daß er sich mit der Tochter des Longobardenkönigs vermählte, denn nun wurde Karl, der sein Jugendgespiele gewesen, auch sein Schwager. Aber eben diese Verschwägerung zog ihn nur fester in den unentrinnbaren Kreis des Verderbens hinein. Denn bald mußte er sehen, wie Karl dem Vortheil, welchen ihm der Bund mit dem Papste bot, ebenso fühllos wie das erste, auch das zweite Eheband opferte, wie er den Longobardenkönig entthronte, nachdem er die eigenen Neffen aus Herrschsucht der Reichsrechte beraubt. Ein wüthender Schmerz, ein unversöhnlicher Groll durchtobte das Herz der Bayernherzogin, die den Sturz ihres Vaters, ihres ganzen Geschlechts zu betrauern hatte, und in Thassilo's Seele mußte nun die alte mühsam gedämpfte Zornesflamme neu auflodern. Doch was konnte er beginnen, der ohne Bundesgenossen dem Mächtigen gegenüberstand? Ihm blieb, zumal wenn er an die ei-

gene Vergangenheit zurückdachte, nichts übrig, als die Sorge für die Zukunft.

So strebte er denn eifrig, das Herzogthum Bayern seiner Familie zu erhalten, und indem er sich dafür des Schuzzes der Kirche zu versichern suchte, ernannte er seinen unmündigen Sohn Theodo (777) zum Mitherzog. Da er jedoch für diese Handlung nicht die Bestätigung des Frankenkönigs, als seines Lehensherrn, einholte, so erweckte er dessen Argwohn. Karl verlangte nun von Thassilo, daß er ihm Heeresfolge bei einem Zug nach Spanien gegen die Araber leiste, und Thassilo fügte sich auch; doch Karl begnügte sich damit nicht, sondern forderte eine entschiedene Anerkennung des Vasallenverhältnisses aus Thassilo's eigenem Munde. Ueberrascht, bangend, eilte Dieser nach Worms und erneuerte vor vielen Zeugen den Eid der Treue; als er aber in die liebe Heimath wieder kam, als er das Antlitz seiner Hausfrau, der Tochter des Longobardenkönigs, wieder erblickte und in ihren Zügen alles Leid las, welches durch Karl über sie gekommen, da gedachte er auch mit grimmigem Schmerz der Selbstdemüthigung, der er sich eben unterzogen, und erhob sich zum Entschlusse, die Selbstständigkeit seiner Würde zu behaupten.

Mehr als jemals begünstigten ihn die Umstände; denn eben damals nahm der Kampf mit den heldischen Sachsen alle Heereskräfte Karls in Anspruch. Doch als Dieser mit unerwartetem Glück aus dem Kampfe hervorging, als er sich, im Einvernehmen mit dem Papste, gegen Thassilo's Schwager, Arichis von Benevent, wendete und ihn zur Anerkennung der Lehensherrschaft zwang, da faßte des Bayernherzogs Gemüth ein Grauen vor dem ungeheuern Schicksal, welches seit den Tagen der Kindheit hinter ihm her schlich. Er selbst, ohne Bundesgenossen, ohne Rückhalt und Zuflucht, Karl ohne Feind und Gefahr, — welch eine Lage für Thassilo! Nichts blieb dem Unglücklichen jetzt übrig, als die Vermittelung des Papstes Hadrian zu suchen; aber Dieser sah in Thassilo nur den Schwäher des

ihm verhaßten Nachbars in Benevent und wollte lieber dem mächtigen König gefällig seyn, um sich seiner wieder bedienen zu können, als dem verlassenen Herzog durch den Einfluß geistlichen Ansehens Hülfe schaffen. Er ließ ihm daher bedeuten: nur auf dem Grund der Vasallenschwüre von Compiegne und Worms sey eine Versöhnung möglich. Karl wollte, daß die Entscheidung falle; lange genug hatte er zugewartet; jetzt, da der günstige Augenblick erschienen, sollte endlich das längst vorbereitete Werk vollbracht werden.

Da raffte sich Thassilo auf und beschloß, sein Schicksal auf das Gottesurtheil des Kampfes zu stellen. Im Jahr 787 sammelte er ein Heer und lagerte am Lech; aber 2 Frankenheere rückten ihm entgegen, eines in's Lechfeld bei Augsburg, das andere bei Pföring an der Donau, ein drittes nahte von Italien her durch die Alpenpässe Tyrols. Nun erkannte Thassilo die Uebermacht und die Unmöglichkeit, ihr die Spitze zu bieten; zum dritten Mal schwur er, um das augenfällig unausbleibliche Verderben abzuwenden, Unterwerfung, — ohne die Absicht, den Eid zu halten, und abermals gewährte Karl, durch Besorgnisse vor den Sachsen bewogen, Verzeihung, — ohne die Absicht, Gnade walten zu lassen; er nahm von Thassilo 12 Geißeln, darunter dessen eigenen Sohn Theodo. Verzweiflungsvoll bot Thassilo hierauf alle erdenklichen Mittel auf, um den Kampf für die Unabhängigkeit durchführen zu können; verzweiflungsvoll verbündete er sich mit den wilden Avaren, den heidnischen Nachbarn Bayerns, aber eben dies Bündniß wurde ihm vollends zum Verderben, denn es richtete ihn in der öffentlichen Meinung, welche dasselbe als Hochverrath an Christenthum und Kirche ansah. Der Unglückselige ahnte nicht, daß die Kirche, welche er so sehr begünstigte, wider ihn war, weil das Papstthum des Frankenkönigs bedurfte; er ahnte nicht, daß in Mitten seines Volkes selbst ihm Feinde und Ankläger lebten, sey es, weil sie durch geistlichen und fränkischen Einfluß gewonnen waren, sey es, weil sie ein Bündniß mit den Avaren in der That als Landesverrath ansahen.

Plötzlich berief ihn im Jahre 788 Karl vor eine Reichsversammlung nach Ingelheim. Er kam und Bayern erhoben dort die Anklage auf Landesverrath wider ihn. Aber nicht bloß die jüngsten Thatsachen wurden gegen ihn geltend gemacht, auch jene alte Schuld aus der pipinischen Zeit, seine Heerverlassung (Herisliz), und das Urtheil, welches die Großen fällten, lautete auf Tod. Karl milderte es in Klosterverweisung und diese Wandlung sollte wohl wie Gnade erscheinen; allein sie war es nicht, denn was konnte dem Frankenkönig das abgeschlagene Haupt des Herzogs noch mehr nützen, als dessen geschorenes Haar? Es geschah nur, was längst beschlossen gewesen, was bloß in ungünstigen Zeitläuften aufgeschoben worden; das bayerische Herzogsgeschlecht der Agilolfinger hatte aufgehört. Denn nicht bloß Thassilo verschwand im Kloster, sondern auch seine Söhne Theodo und Theodebert, der Töchter und der Hausfrau des Unglückseligen zu geschweigen. Bayern, durch den Nordgau vergrößert, erhielt des Königs Schwäher Gerold zum Statthalter.

Nur einmal noch erschien der weiland Bayernherzog, jetzt Mönch Thassilo im Jahre 794 vor der Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main, nicht freiwillig, sondern berufen von Dem, welcher ihm Herzogsstuhl, Weib und Kinder und Freiheit geraubt; er erschien, um gebrochenen Herzens feierlich vor so vielen geistlichen und weltlichen Großen abermals auf Das zu verzichten, was ihm genommen worden war, auf daß die Gewalt, nachdem sie den Schein des Rechts und der Gnade angenommen, sich auch noch mit der letzten trügerischen Beschönigung umgeben konnte.

Kämpfe gegen die Heiden, (Zurückdrängung der Avaren und Krieg gegen die Araber in Spanien).

Die wilden Horden der Avaren, welche T. Hassilo zu Hülfe gerufen, erschienen, als der Würdeberaubte im häre-

nen Gewande all' seine Rechte und Hoffnungen, alle Freuden seines Gatten- und Vaterherzens in der Klosterzelle begrub. Unaufhaltsam brachen ihre Geschwader, sengend und brennend, mordend, plündernd, zerstörend aus ihren Wohnsitzen im heutigen Ungarn hervor, eines Weges durch Friaul nach Italien, anderes Weges geradeaus westwärts nach Bayerland. An dessen Grenzen setzten sie sich fest und bedrohten alle staatliche und kirchliche Ordnung, alle Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Nicht länger konnte und durfte Karl diesem Zustande zusehen; zu einer entscheidenden That forderte ihn seine Pflicht gegen das Reich und seine Stellung als Schutzherr der Kirche auf.

Nachdem er sorgfältig gerüstet und seinen Feldzugsplan entworfen, beschloß er, das wilde Volk aus Asien mit einem einzigen Schlage nicht bloß zurückzuwerfen, sondern auch für immer unschädlich zu machen. Es war im Jahre 791. Mit 3 großen Heeren, je nach Völkerschaften geordnet, sollten die Avaren zu gleicher Zeit angegriffen werden; und zwar vorn von einem, welches der Frankenkönig selbst anführte und welches aus Franken, Alemannen und Bayern bestand, deshalb zog dies Heer am rechten Donauufer; das zweite, aus Sachsen und Friesen bestehend, von dem Grafen Theoderich und dem Kämmerer Meginfred befehligt, senkte sich von Norden herab durch das befreundete Böhmen auf den Feind, welcher ja auch die benachbarten slavischen Völker bedrohte; das dritte Heer, das longobardische, an dessen Spitze Karls Sohn Pipin und die Herzoge von Istrien und von Friaul, brach von Süden her in Pannonien ein.

Wie groß auch die Voranstalten waren, gleichwohl blieb der Erfolg in diesem Jahre nur gering. Die Avaren schwanden wie flüchtige Schatten vor den ernsten Heerschaaren, welche sich im Verhältniß zu jenen nur langsam vorwärts bewegten; was sollten die geordneten Heere, je weiter sie vordrangen, beginnen, da sie nirgends einen Feind sahen! Karl kam bis in die Gegenden, wo die Raab in die Donau mündet; da fand er unterwegs in den festen Plätzen, welche

die Avaren verlassen hatten, Kriegsbedarf und Mundvorrath die Hülle und Fülle; alles dessen bemächtigten sich die andringenden Heere, doch zu einer Entscheidungsschlacht vermochten sie's nicht zu bringen. Karl nahm den Rückzug nach Regensburg.

Nach diesem Feldzug führte er in eigener Person keinen neuen mehr gegen die Avaren, aber den Plan, welchen er einmal beschlossen, gab er nicht auf und sein Geist zog den Heerschaaren vor, welche er zur Vollendung des von ihm begonnenen Werkes aussandte; stets machten die Slaven mit ihm gemeinsame Sache gegen den auch ihnen furchtbaren Feind. Karls Sohn Pipin erhielt fortan das Werk übertragen, die Ehre der Vollendung ward dem Statthalter Bayerns, Gerold, und dem Herzog von Friaul, Herich, im Jahre 796; da drangen die fränkisch-slavischen Heere (die Slaven führte Wonomir) bis an den Mittelpunkt der avarischen Herrschaft zwischen der Donau und der Theiß vor und sprengten einen Avarenring nach dem anderen, auch den des Khans, welcher das Volk beherrschte. Unermeßliche Beute, welche die Avaren zusammengeschleppt, ward den Siegern zu Theil. Vergeblich erneuerten die Avaren den Kampf. Der Kern ihrer Kraft war getroffen, der Schrecken ihres Namens dahin. Jeder neue Ankampf von ihrer Seite kostete sie ihre besten Führer, ihre tapfersten Kämpfer und einen Landstrich nach dem anderen. Sie konnten es — völlig entkräftet, wie sie waren — nicht mehr wagen, in's Frankenreich einzubrechen und dasselbe zu bedrohen; sie verloren sich gen Osten hin, von wannen sie gekommen.

So hatte also Karl bis zum Jahre 799 die germanischen Länder mit allen bisherigen Errungenschaften der Bildung (wie dürftig diese auch seyn mochten, so waren sie als Keime wichtig genug) vor den wüsten Geschlechtern Hochasiens errettet, welche ohne geschichtliche Bestimmung den Anfang einer neuen Entwickelung der europäischen Menschheit störten. Die von der Kirche bestimmte öffentliche Meinung jener Zeiten aber schätzte in der Zurückdrängung der Avaren hauptsächlich das Verdienst um das Christenthum

und erblickte in Karl den gottgeweihten Siegeshelden desselben.

Im Glanze solcher höheren Bestimmung war er bereits früher den christlichen Völkern erschienen, als er das Schwert zur Bekämpfung der Araber in Spanien zog. Die Veranlassung dazu war folgende gewesen. Im fernen Morgenlande hatte (750) das Geschlecht der Abassiden das der gewaltigen Omijaden, aus welchem dreizehn Khalifen hervorgegangen waren, gestürzt und ausgetilgt bis auf einen Mann, Abdar-Rhaman, welcher sich nach Afrika flüchtete. Dort kam Diesem Botschaft von allen jenen Arabern in Spanien, welche die neue Herrschaft der Abassiden nicht ertragen wollten; er eilte (755) nach Spanien und gründete dort durch Waffenmacht ein von den Abassiden unabhängiges Khalifat zu Cordova. Doch gegen den neuen Herrscher erhoben sich bald einige trotzige Großen; er suchte ihren Aufstand zu erdrücken; da eilten sie, Ibn-Al-Arabi an der Spitze, im Jahre 777 nach Paderborn, wo sich König Karl befand, und forderten Diesen auf, die schönen Landschaften jenseits der Pyrenäen zu erobern. Mit Freuden vernahm der Frankenkönig die Einladung; die Vergrößerung seines Reiches nach Süden lockte den Ländersüchtigen und die Ausbreitung des Christenthums dünkte ihm eben so sehr heilige Pflicht, als höchstes Verdienst. Er rüstete und führte schon im folgenden Jahre 778 ein auserlesenes Heer nach Spanien und die dem Khalifen von Cordova feindliche Partei förderte rasch den Erfolg seiner Waffen. Pampeluna und Saragossa öffneten den Franken ihre Thore; bis an den Ebro trug der Schirmvogt der Kirche das Kreuz. Doch an weiterem Vordringen verhinderte ihn die Gefahr, welche eben damals das Frankenreich von Norden her durch die Sachsen bedrohte. — Wie er als Sieger durch die Pyrenäenpässe heimzog, standen die Basken rings auf den Höhen, welche die Schluchten beherrschten, lauerten auf das Heer und griffen die mit den Oertlichkeiten nicht vertrauten schwer bewaffneten Franken an; tödtlich getroffen blieben der Kriegsmän-

ner Viele, es sanken in Ronces-valles die tapfersten Vorfechter, Eckhard und Anselm, des Königs Hofbeamte, und Hruotland (Roland), der Befehlshaber des britannischen Grenzstrichs. Das eroberte Land in Spanien behaupteten die Franken übrigens nur bis zum Jahre 793; da gewann der Khalife Haschem von Cordova neuerdings die Herrschaft darüber.

Dreißigjähriger Krieg gegen die Sachsen.

Wir haben bisher folgende Hauptrichtungen der kriegerischen Thätigkeit Karls wahrgenommen, welche die Völkerverhältnisse außerhalb und theilweise auch innerhalb des Frankenreiches berührten. In Italien wurde die Longobardenherrschaft vernichtet, das Frankenreich tiefer in die Halbinsel hinein erweitert, süditalische Reste des Longobarreiches zur Anerkennung der fränkischen Oberherrlichkeit gebracht. Da die griechische Herrschaft nur noch wenige Haltpunkte in Italien hatte, so standen jetzt der Frankenkönig und der Papst ohne störende Zwischenmacht neben einander Hand in Hand; Alles war vorbereitet zur ausdrücklichen und feierlichen Erklärung der neuen Ordnung, welche den Völkern nur als Wiederherstellung der alten noch in der Erinnerung heiligen erschien. Aus dem folgerechten Streben des pipinischen Königthums ging der Sturz Thassilo's hervor. Mit der Umwälzung, welche dadurch in Bayern vollbracht wurde, hing die Zurückdrängung der heidnischen Avaren von der Ostgrenze des Frankenreiches und die Erweiterung dieser Grenze bis gen Ungarn hin zusammen. Sie trug zugleich auch einen religiösen Charakter, ebenso wie die allerdings nur zeitweilige Ausdehnung der Südgrenze über die Pyrenäen hinaus bis an den Ebro. Während aller dieser Strebungen, die sich nach einem und demselben Ziele hin richteten, verfolgte Karl mit unermüdlicher Ausdauer den Plan des pipinischen Königthums gegen die Sachsen: der deutsche Norden sollte dem Frankenreiche einverleibt werden und demselben durch die Gleich-

heit der Staatsreligion fest verbunden bleiben. Hatte man früherhin die Verchristlichung als Vorbereitung der staatlichen Unterwerfung betrachtet, so nahm nunmehr der Krieg gegen die heidnischen Sachsen den Zweck der Bekehrung zum Christenthum als Vorwand. An den Kampf gegen die Sachsen aber knüpften sich endlich auch weitere Kämpfe und Pläne Karls gegen die slavischen Völkerschaften und gegen die Dänen, und so rundete sich um jenen des gewaltigen Mannes ganzes Streben nach Ausweitung der durch die Gleichförmigkeit der Verwaltung innerlich gefestigten Reichseinheit im römischen Sinne, worauf denn der Name der römischen Würde das unverletzbare Siegel der Bedeutung für das ganze christliche Abendland drücken sollte. Der Widerstand der Sachsen erregt die größte Bewunderung. Denn mit der ganzen Macht des ungeheuren Frankenreiches wendete sich der König gegen einen kleinen Theil des Sachsenlandes, gegen einen Sachsenstamm nach dem anderen, und nachdem es ihm durch Jahre lange Anstrengungen endlich gelungen, bis an und über die Elbe vorzudringen, nachdem er auch die empörendsten Maßregeln blutiger Gewalt nicht gescheut, um die Kraft des Volks durch Hinrichtungen zu Tausenden und durch Verpflanzung zu Zehntausenden zu brechen, nachdem er Alles aufgeboten, um den heldenhaften Adel durch besondere Uebereinkünfte den Gemeinfreien zu entziehen, kurz: nachdem ein 33jähriger Krieg Land und Volk erschöpft, konnte er sich dennoch nicht rühmen, Das, was er gewollt, nämlich eine eigentliche Unterwerfung, zu Stande gebracht zu haben; was ihm gelang, war nur ein vertragsmäßiger Anschluß der Sachsen an die Franken als freier Reichsgenossen, indem sie nämlich endlich die Bedingungen annahmen, welche ihnen von Karl oft genug angeboten worden waren.

Das Gebiet, gegen welches der Frankenkönig die ganze Macht seines Reiches aufbot, war verhältnißmäßig klein; es umfaßte Ostphalen, Engern und Westphalen, nämlich unter dem ersteren Namen die später zum hildes-

heimer Sprengel gehörigen Landstriche, unter dem zweiten die späteren Sprengel von Minden und Paderborn, unter dem dritten die südlichen Theile der münsterschen und osnabrücker Sprengel und einen Theil des kölner. In diesem Gebiete wurzelte zunächst und vorzugsweise der Widerstand. Unter den Adelingen dieser Sachsenländer traten als Heerführer der Ostphale Hessi, Bruno in Engern, und der Westphale Wittekind (Widukind) hervor. Erst später rückte die Eroberung weiter nach Norden und Osten.

Betrachten wir nun die Hauptzüge in dem Bilde des Sachsenkrieges! Auf dem Reichstage zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen und von dort aus brach denn der Frankenkönig sofort zum ersten Mal gegen sie auf. Der Zug ging nach dem sächsischen Hessengau; mit Feuer und Schwert ward Alles verwüstet, das feste Eresburg (Stadtberg) an der südlichen Grenze des Sachsenlandes erobert, das nahegelegene hochverehrte Nationalheiligthum Irminsul*) zerstört. Von dort wandte sich Karl an oder über die Weser, verglich sich mit den Sachsen und erhielt zwölf Geißeln; hiermit war der Feldzug von 772 geendigt. Bald erholten sich die Sachsen von dem ersten Schrecken der Ueberraschung und trefflich benutzten sie die Abwesenheit Karls in Italien. Das war überhaupt das Eigenthümliche bei der langen Kriegführung: fast immer plötzlicher Angriff von Seite der Franken und unge-

*) Was Irminsul eigentlich gewesen, ob ein heiliger Ort, eine Säule, ein Baumstamm, ein Gottes- oder Heldenbild, — darüber weichen die Meinungen von einander ab. Eginhard (ann. ad 772) bezeichnet Irminsul als „Idol, bei dessen Zerstörung man sich drei Tage aufhielt"; — die „Translatio S. Alexandri" (begonnen von Ruodolf 863 und nach seinem Tode von Weginhart und Sunderolt weiter geführt) spricht von „einem Baumstamm von nicht geringer Höhe, aufgerichtet unter freiem Himmel, welchen die Sachsen verehrten und in vaterländischer Sprache Irminsul nannten, was in lateinischer universalis columna (allgemeine Säule) bedeute, als jene, welche gleichsam Alles halte".

stümer Anprall der Uebermacht, welche ihren Weg mit Raub, Mord und Verwüstung bezeichnete; zu einer eigentlichen Entscheidungsschlacht kam es selten; alle die kleinen Erfolge, welche die Franken errangen, wurden dadurch vollbracht, daß die Sachsen überrascht wurden und kaum Zeit hatten, sich zu sammeln; in solcher Bedrängniß blieb ihnen kein anderer Ausweg, als: auf die ihnen vorgehaltenen Bedingungen zum Schein einzugehen, wie verhaßt sie ihnen auch waren; wie nun Karl durch andere Unternehmungen vom Sachsenland abgerufen ward, athmeten sie frisch auf, schüttelten den durch die augenblickliche Verlegenheit ihnen aufgedrungenen Vergleich ab, zerstörten sein hinterlassenes Werk und erholten sich von ihrem Schaden; und erschien er auf die Nachricht von ihrer Erhebung unversehens auf's Neue in ihren Gebieten, so wiederholte sich das frühere Spiel. So sandte er auch im Jahre 774 auf die Nachricht von des Volkes Wiedererhebung drei Heerhaufen nach Sachsen, deren Thaten nicht in Kampf, sondern in Plünderung und Verwüstung bestanden. Im Jahre 775 erschien Karl selbst; er kam mit der ganzen Kraft seines Reiches vom Niederrhein her, des festen Entschlusses, Sachsenland nicht eher zu verlassen, als bis das Volk besiegt und bekehrt oder aufgerieben sey; Sigiburgum (Hohen-Syberg), eine Felsenfeste am Zusammenflusse der Ruhr und der Lenne, wo die Sachsen eine Besatzung hatten, erlag dem Ansturm seines Heeres, Eresburg wurde wieder hergestellt und mit Franken besetzt; dann zog er an die Weser, griff die Sachsen, welche ihm den Stromübergang verwehren wollten, bei Brunesberg an, führte sein Heer über die Weser und theilte es so, daß die eine Hälfte sich gegen die Westphalen wandte, während er selbst mit der anderen an die Ocker drang, wo ihm die Ostphalen unter Hessi's Anführung entgegentraten, aber Geißeln gaben und Treue schwuren. Das Gleiche thaten die Engern, welche er auf dem Rückzuge im Bucki-Gau (im Bückeburgschen) traf. Jene Heeresabtheilung aber, die gegen die Westphalen an der Weser stand und bei Hlidbecki (Lidbach) gelagert war,

wurde überfallen und erst nach mörderischem Kampfe und furchtbarem Verlust gelang es ihr, die kühnen Westphalen zurück zu treiben. Da eilte Karl, so rasch er konnte, zum Schutze der Seinigen herbei und gewann so viele Vortheile, daß ihm auch die Westphalen Geißeln zugestanden; hierauf kehrte er an den Rhein zurück.

Kaum erfuhren die Sachsen im folgenden Jahre (776), daß er gegen Rotgaud von Friaul in den Kampf zöge, so erstürmten sie Eresburg und belagerten Sigiburg; doch die fränkische Besatzung machte einen Ausfall, griff die Belagerer im Rücken an, zwang sie, abzuziehen, und verfolgte sie bis an die Lippe. Karl vernahm die Nachricht von der neuen Erhebung der Sachsen, als er eben kaum die Alpen überschritten hatte; er eilte nun sogleich mit gewaltigen Streitkräften wider die Sachsen und überraschte sie am Ursprung der Lippe; nichts blieb ihnen übrig, als sich scheinbar der Uebermacht zu fügen und die Bedingungen anzunehmen, welche Karl vorschrieb, worunter die: sich taufen zu lassen. Ihre Lage glich der des Wanderers, welcher, von Räubern mit dem auf die Brust gesetzten Schwert zum Eid der Genossenschaft gezwungen, sich durch denselben nicht gebunden halten kann. Welche Achtung konnten sie auch vor einem fremden Glauben haben, den ihnen der Nationalfeind als Joch auferlegte, welche andere Bedeutung als die eines leeren Schauspiels konnte die Taufe für sie haben, da sie sahen, wie wenig dieselbe die Franken von Gewaltthaten, Grausamkeiten und Treulosigkeit abhielt! — Karl stellte Eresburg wieder her, gründete eine neue Feste an der Lippe und vertheilte starke Besatzungen im Lande; dann kehrte er zurück. Er hatte den unbeugsamen Sinn der Sachsen zu gut kennen gelernt, als daß er ihre dauernde Beruhigung hoffen durfte; und so eilte er denn schon im Frühjahr des folgenden Jahres 777 von Nymwegen, wo er das Osterfest gefeiert, mit großer Heeresmacht nach Paderborn, wo er eine Reichsversammlung seiner Franken hielt, zu welcher er auch den Adel und die Freien Sachsens aus allen Gegenden entbo-

ten hatte. Alle Adelinge, die im Kriege hervorragten, hatten sich eingefunden; nur der edle Westphale Wittekind fehlte, nicht etwa, als ob er, wie der Franke Eginhard berichtet, im Bewußtseyn seiner vielen Kühnthaten den König gefürchtet hätte, sondern weil er als Vorfechter der Freiheit seines Volkes es mit seinem Selbstgefühl nicht vereinbaren konnte, auch nur den Schein von Unterwerfung auf sich zu nehmen. Er hatte sich zum Jütenkönig Siegfried begeben, und wo er war, da war der Herd der Volksfreiheit, da war der Mittelpunkt aller ihr geweiheten Strebungen. Groß und gewaltig stand dieser Charakter dem fremden Eroberer gegenüber. Wie klug er war, um nicht bloß alle Fäden in der Hand zu behalten, sondern sich auch mit denselben in eine unerreichbare Freistätte zu rechter Zeit zurückzuziehen, wie kühn er war, den Besten voranzufechten, — er konnte für die Sache, die er vertheidigte, nur offen und ehrlich einstehen, oder sie offen und ehrlich aufgeben; das hat er durch sein ganzes Leben bewiesen. Aus allen Berichten erhellt, welches Gewicht Karl darauf legte, eben diese bedeutende Persönlichkeit zu gewinnen, wie mannhaft Wittekind allen diesen Versuchen lange Zeit widerstand und wie er endlich Karl nur dann die Hand zur Versöhnung bot, als er — im Hinblick auf die planmäßig vollendete Erschöpfung seines Volkes und Landes — kein anderes Mittel mehr übrig sah. Während nun Wittekind seine Zuflucht bei dem jütischen König Siegfried hatte, gelobten die Sachsen, von der Uebermacht bedrängt, dem Frankenkönig neuerdings Gehorsam; Vaterland und Freiheit sollten sie verlieren, wenn sie den Gehorsam verletzten; auch dies Mal ließen sich Viele taufen, ohne die Absicht, länger Christen zu bleiben, als der Feind im Lande weilte. Kaum war Karl, auf Ibn-al-Arabi's Einladung, im Jahr 778 nach Spanien gezogen, als die Sachsen, die Gunst des Augenblicks benutzend, mit blinkenden Waffen aus ihrer Heimath hervorbrachen, bis an den Rhein drangen und, um Rache zu nehmen für all' das Unheil, welches die Franken über sie gebracht, von Deutz

bis zur Moselmündung die Landstriche verheerten; voll grimmen Hasses gegen einen Glauben, den ihnen die Feinde ihrer Freiheit mit Feuer und Schwert aufdrängten, warfen sie die Brandfackel in die Kirchen. So wie Karl die Kunde davon vernahm, schickte er ein Heer von Ostfranken und Alemannen gegen die Sachsen. Doch diese hatten sich bereits vom Rhein durch den Lahngau nach ihrer Heimath zurückgewandt; die Ostfranken und Alemannen folgten ihnen auf dem Fuße und trafen sie im Hessengau, bei Liheſi (Laisa) und Battenfeld an der Eder. Mitten in der Furt des Flusses kam es zum Kampf und mit solcher Erbitterung ward hier geschlagen, daß nur Wenige vom Sachsenheere die Heimath wiedersahen. Im folgenden Jahre 779 führte Karl selbst eine ansehnliche Streitmacht bei Lippeham, wo die Lippe mündet, über den Rhein; er verkannte nicht, wer die Seele des Aufstandes sey; — Wittekind war's, und so drang denn Karl, nachdem er die Sachsen bei Bocholt zurückgeworfen, in Wittekinds Heimath Westphalen ein. Abermals erfolgte dort scheinbare Unterwerfung; an der Weser, wohin er sich sodann wandte, nahm er auch die der Engern und Ostphalen entgegen, welche Geißeln gaben und Treue schwuren. Wittekind aber barg bei seinem Gastfreund Siegfried das freie Haupt voll Heldengedanken.

Mehr als je mochte Karl die Unterwerfung Ostphalens, Engerns und Westphalens für gesichert halten, da er es im folgenden Jahre 780 bereits wagte, weiter vor an die sächsischen Elbgebiete zu dringen. Ueber Eresburg ging er nach Lippspringe und wandte sich dann östlich an die Ocker, wohin er die östlichen Sachsen entbot. In Orheim jenseits der Ocker ließen sich fast alle Bewohner des Bardengaues und viele „Nordleudi" (Nordelbinger) taufen. Karl drang sodann bis an die Elbe, in die Gegend, wo sie die Ohre aufnimmt; dort errichtete er ein Lager und traf Maßregeln zur Unterwerfung, sowohl der sächsischen Bevölkerung am diesseitigen, als auch der slavischen am jenseitigen Ufer.

Eine kurze Weile ruhten jetzt die Sachsen, aber nur, um Kräfte für neue Kämpfe zu sammeln. Wittekind wirkte im Stillen und bereitete Alles vor, um im günstigen Augenblick einen entscheidenden Schlag wider die Fremdherrschaft zu führen. Vollkommen gelang es, Karls Mißtrauen zu beschwichtigen, und Dieser ging, nach längerem Aufenthalt in Lippspringe während des Sommers 782, über den Rhein zurück. Da erschien Wittekind plötzlich wieder in seiner Heimath; mit rüstigem Thatenmuth blickten alle Sachsen, deren Herzen noch für Freiheit schlugen, auf ihn, und nicht gering war ihre Zahl! Gleichzeitig brachen die Soraben-Slaven, welche die Landstriche zwischen der Elbe und Saale bewohnten, in's benachbarte Thüringen und Sachsen ein. Ueberblickt man das Zusammentreffen der Ereignisse, so läßt sich kaum glauben, daß diese Bewegung der Slaven nicht in einem bestimmten Zusammenhange mit jener der Sachsen gestanden haben sollte, es wird vielmehr sehr wahrscheinlich, daß hier ein von Wittekind entworfener Plan zu Grunde lag, eben so kühn, als jener Armins zur Vernichtung des Römerheeres. Auf die Nachricht von dem Einfall der Soraben-Slaven ließ Karl sogleich ein Heer von Ostfranken, welchem sich die zur Heerfolge aufgebotenen Sachsen anschließen sollten, unter Anführung des Kämmerers Adalgis, des Marschalls Geilo und des Pfalzgrafen Worad aufbrechen. Kaum hatten sie Sachsen betreten, um nach des Königs Befehl das Volk zur Heeresfolge zu versammeln, so erkannten sie voll Bestürzung, daß es zum Kampf gegen die Franken bereit stand. Sogleich führten nun jene 3 Männer die ostfränkischen Schaaren, statt gegen die Soraben, nach jenen Gegenden, wo sich, dem Vernehmen nach, die sächsischen Streitkräfte zusammengezogen hatten. In Sachsen selbst trafen sie den Grafen Theoderich, einen Verwandten des Königs, an der Spitze der Heerhaufen, welche auf die erste Kunde des Aufstandes in Ripuarien eiligst aufgebracht worden waren. Auf seinen Rath wurde die Stellung der Sachsen erspäht und ein rascher Angriff auf dieselbe mit

vereinten Kräften beschlossen. Am nördlichen Weserufer zwischen Münder und Rinteln erhebt sich der Süntelberg, da hatten die Sachsen auf der nördlichen Seite Lager geschlagen; dem Schlachtplane gemäß gingen Adalgis, Geilo und Worad über die Weser; eifersüchtig jedoch, daß Theoderich sich die Ehre des Sieges anmaßen möchte, beschlossen sie, ohne Beihülfe desselben, dessen Lager sich jenseits des Süntelberges befand, den Feind anzugreifen. Es geschah regellos und ungestüm; und kaum hatte der Kampf begonnen, als die Sachsen eine so treffliche Wendung machten, daß Adalgis, Geilo und Worad mit ihren Kämpfern vollständig umringt wurden. Die Mehrzahl erlag unter den Schwertstreichen der Freiheitshelden; auch Adalgis und Geilo, 4 Grafen und an 20 Vornehme wurden erschlagen; nur Wenigen gelang es, sich in Theoderichs Lager zu flüchten. Das war der Tag der Vergeltung für so viel Unheil, welches die Franken den Sachsen gebracht. Aber Wittekind, welcher, wie er den Plan des Aufstandes entworfen, so auch die Schlacht gelenkt hatte, mochte wohl erkennen, daß der eine Sieg, wie glänzend er auch war, bei der großen Erschöpfung des Landes nicht zur raschen Entscheidung benutzt werden könne; er mochte wohl voraussehen, daß Karl mit bei Weitem größeren Streitkräften ungesäumt herbeiziehen und die verhältnißmäßig kleine Sachsenmacht neuerdings niederwerfen, daß sich in diesem Fall das alte Spiel scheinbarer Unterwerfung und Bekehrung erneuern würde. Sich aufsparend für die rechte Stunde, enteilte er vom Siegesplatz wieder in den Schutz des Jütenkönigs. So rasch war er entschwunden, daß man annehmen möchte, er hätte durch einen Vertrauten in Karls Umgebung Kunde von dessen nächstem Plan erhalten! Mit einer rasch zusammengebrachten Streitmacht erschien Karl gleich nach dem Untergang seines Heeres in Sachsen und erforschte dort den Urheber des Aufstandes. Als solcher ward ihm Wittekind genannt. Da beging Karl, seine eigene und seiner Franken Rachegelüste zu stillen, und in wohlüberlegter Absicht,

durch ein furchtbares Gericht zu schrecken, ein Verbrechen, das seinen Namen brandmarkt. Er ließ von den Siegern am Süntel, welche ihm nicht entrinnen konnten, viertausend fünfhundert ergreifen und bei Verden an der Aller enthaupten. So sollte das tapfere Volk durch die Hinschlachtung seiner tüchtigsten Männer zum Widerstand unfähig gemacht werden. Das that ein König, der sich einen christlichen nannte, und die Kirche hielt seine Hand vom Morde nicht zurück. Unglaublich scheint es, daß ein so edles, freiheitsstolzes Volk Angesichts des von seiner Uebermacht umgebenen Frankenkönigs, sich so tief entwürdigt habe, die Verantwortung von sich ab auf des geflüchteten Vorkämpfers Haupt zu wälzen; unglaublich scheint es ferner, daß 4500 freie Männer in der Stunde der Gefahr von ihren Freiheits- und Rechtsgenossen feig im Stiche gelassen worden seyen. Und doch ist die eine wie die andere Thatsache über jeden Zweifel festgestellt. Um sich beide erklären zu können, muß man sich das Verhältniß der sächsischen Liten zu den Edelingen und Frilingen vergegenwärtigen. Die Liten (Abkömmlinge der von den Sachsen bei ihrer Einwanderung überwundenen Bevölkerung) waren die abhängige Volksklasse; wenn der Lite auf Befehl oder selbst Rath seines Herrn einen Menschen erschlug, so löste nach sächsischem Volksrecht der Herr das Wehrgeld oder trug die Faida. Die Liten vorzugsweise und die Schalke, welche von ihren Herren in's Feld geführt wurden, bildeten die unfreiwilligen Massen des Heeres; sie trieben aber auch vorzugsweise Ackerbau; der stete Krieg, der sie demselben entzog, ein Krieg, den sie nicht um der eigenen Freiheit, sondern zum Vortheil ihrer Oberherren zu führen hatten, mußte ihnen daher eben so unerträglich seyn, als ihre Abhängigkeit selbst. Die Liten mußte demnach Karl für sich zu gewinnen suchen, wenn er die Macht der Edelinge und Frilinge und somit die Kraft des nationalen Widerstandes brechen wollte; den Liten machte er denn auch wirklich wichtige Zugeständnisse, so z. B. erlaubte er ihnen, eine Frau zu kaufen, — ein

sonst nur Freien zustehendes Recht*). Von den Liten ist also anzunehmen, daß sie die Schuld des Aufstandes auf Wittekind luden; ja mit Recht konnten sie zu ihren Gunsten anführen, daß ihre Betheiligung am Kriege weiter nichts als Dienst gewesen; von den Liten allein und nicht von Edelingen und Frilingen ist vorauszusetzen, daß sie 4500 Männer ohne Handregung im Stiche gelassen; es war der Fluch des Herrenthums, der sich erfüllte. Diese Einsicht in die Verhältnisse gibt erst den richtigen Maßstab zur Beurtheilung von Karls Blutgericht; es war der freie Kern des Volksstammes, den er ausrotten wollte.

Karl verfehlte indessen seinen nächsten Zweck; der Muth der Sachsen blieb ungebrochen. Sie erhoben sich vielmehr im flammenden Zorn, und Wittekind, der Mann der That, konnte für seinen Aufruf an alle Edle und Freie keinen besseren Herold und Fürsprecher haben, als die Stimme des Sachsenbluts, das bei Verden geflossen. Sie weckte auch die Friedsameren, sie einigte rasch alle kleineren Verbände zum großen Kreis für gemeinsame That. Frühzeitig genug erfuhr Karl, daß das zornentbrannte, zum höchsten Aufschwunge begeisterte Volk zum allgemeinen Kampfe rüstete, und schnell genug erschien er im Jahre 783 in Sachsen, um es zu überraschen, bevor es alle seine Kräfte zum gehörigen Widerstand gesammelt und erstarkt habe. Bei Theotmelli (Detmold) traf er ein schlagfertiges Sachsenheer, griff es sogleich an und besiegte es, nachdem es mit solcher Erbitterung gegen ihn gestritten, daß von all' den rüstigen Schaaren nur wenige dürftige Reste übrig blieben. Auch sein Verlust war nicht gering; er zog sich vom Schlachtfelde nach Paderborn zurück und schlug dort Lager, um jene Heeresabtheilung, welche er noch aus seinem Reich erwartete, an sich zu ziehen. Mit jenem Heere aber, welches bei Theotmelli nach tapferstem Widerstande erlegen, war die sächsische Streitmacht noch keineswegs erschöpft; Karl hatte vielmehr noch

---

*) Der Kaufpreis an die Eltern war 300 Gulden (solidi).

immerhin Grund genug, vor dem Kern der Nation zu bangen. Er vernahm, daß sich die Sachsen in Westphalen jenseits der Hase zu dem Zwecke zusammengezogen hatten, um ihm, sowie er käme, die Schlacht zu bieten. Sowie nun die erwartete Heeresabtheilung angekommen war, ging der Zug der so verstärkten Frankenmacht sogleich an die Hase. Hier kam es zur zweiten größeren Schlacht, in welcher die Sachsen der Uebermacht Karls nicht geringere Tapferkeit entgegenstellten, wie ihre Volksgenossen zu Theotmelli. Doch auch sie erlagen; viele Heldenleichen deckten das Schlachtfeld und nicht wenige Gefangene blieben in des Siegers Gewalt. Karl wandte sich nun östlich zuerst nach der Weser, dann nach der Elbe hin, und jene seit Anfang der Sachsenkriege planmäßige Verwüstung des Landes bezeichnete jetzt mehr als je seine Absicht: den durch die jüngsten furchtbaren Verluste so bedeutend geschwächten Volksstamm vollends zu entkräften.

Alledem zum Trotz rafften sich die Sachsen jedoch im folgenden Jahre 784 zu neuem Widerstande empor und ein Theil der Friesen schloß sich offen an ihre Sache. Da führte Karl sein Heer bei Lippeham über den Rhein und nach Westphalen, verwüstete dies Land und wandte sich dann nach der Weser; bei Hockeleve (dem heutigen Petershagen) hielt er Rast. Er hatte beschlossen, in die nördlichen Gegenden des Sachsenlandes vorzudringen; da jedoch Ueberschwemmungen die Ausführung dieses Planes unmöglich machten, so wendete er sich nach Thüringen, um von da aus mit der Hauptmacht in Ostphalen einzudringen, während sein Sohn Karl mit einer kleineren Heeresabtheilung die Westphalen angreifen sollte. Seinen ganzen Zug von der Elbe, bis zu welcher er durch Thüringen drang, nach Stagnfurd (wahrscheinlich Stasfurt) und Scahningi (Schöningen) bezeichnete keine Waffenthat, sondern nur Verwüstung. Seinem Sohn Karl lauerten die Sachsen im Draignigau an der Lippe auf, es kam zum Gefecht, und als Sieger (wie die

fränkischen Berichte melden) kehrte der Königssohn zu seinem Vater nach Worms.

Wie wenig jedoch die Sachsen durch den Vortheil, welchen der jüngere Karl an der Lippe gewonnen haben mag, wie wenig sie durch die Verheerungen des älteren eingeschüchtert waren, wie gefährlich der Stand der Dinge in diesem Kernlande dem Frankenkönig erschien, sehen wir daraus, daß Karl sich noch in demselben Jahre und zwar im Winter genöthigt fand, abermals mit Heeresmacht nach Sachsen zu ziehen. Auch dieses Mal beschränkte er sich darauf, das Land zu verwüsten. Dies Los traf die Gebiete bis zum Zusammenfluß der Weser und Werra; nur die Ungunst der Witterung und Ueberschwemmungen verhinderten ihn, noch in demselben Jahre weiter vorzudringen. Er kehrte nach Eresburg zurück, nahm dort seinen Wohnsitz für den ganzen Winter und zeigte den Sachsen, mit welcher eisernen Beharrlichkeit er seinen Verwüstungsplan durchzuführen gesonnen sey; er selbst brach von Eresburg aus mit einer erlesenen Heerschaar nicht zum Krieg, sondern zu Sengen und Brennen in die sächsischen Gebiete ein, und zu gleichem Zweck ließ er den ganzen Winter über andere Heerhaufen in dieselben einrücken. — Während er in solcher Weise fortfuhr, das Volk zu entkräften, die Vorräthe zu plündern und sich der festen Plätze zu bemächtigen, unterhandelte er zugleich mit Wittekind, seinem gefährlichsten Gegner, und mit dessen Freunde Abbio; er wußte wohl, was er den Sachsen nehme, wenn er Wittekind vermochte, den Widerstand aufzugeben; und groß muß sein Vertrauen auf die Redlichkeit dieses seines Feindes gewesen seyn, wenn er sich, nach den an den Sachsen gemachten Erfahrungen, von ihm dessen versah, daß er, wenn er ein Mal sein Wort gegeben, Frieden halten würde. Als Karl von Paderborn nach dem Bardengau reiste, erfuhr er, daß Wittekind und Abbio sich in Nordelbingen befänden, und sogleich ließ er die Unterhandlungen mit Beiden durch Sachsen einleiten. Ein Blick auf den Zustand seines Landes und Volkes mochte wohl den

Mann, der bisher Gut und Blut an die Erhaltung der Selbstheit seines Volksstammes gesetzt, belehren, daß jeder Versuch ferneren Widerstandes wohl den völligen Untergang herbeiführen, daß dagegen eine friedliche Abkunft mit dem Frankenkönig noch manchen Rest von theueren Rechten erhalten könne. Wittekind und Abbio nahmen denn den von Karl ausgegangenen Vorschlag zur Versöhnung an, und nachdem sie zum Unterpfand ihrer persönlichen Sicherheit Geißeln erhalten hatten, begaben sie sich zu Karl, welcher mittlerweile Sachsen wieder verlassen hatte, nach Attigny. Dort friedeten Beide mit ihm und empfingen die Taufe; eine von der Kirche erfundene Sage hat dem letzteren Ereigniß ein Wunder als Beweggrund unterschoben. Auch andere, beiden Männern befreundete Adelinge thaten Gleiches, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Karl die Adelinge insgemein durch die Aussicht auf Verleihung von Würden und Aemtern, welche im Gefolge der neuen Einrichtungen in Sachsen in's Leben treten sollten, freundlich gestimmt haben mag.

Sowie Wittekind und die anderen Adelinge mit dem König gefriedet hatten, waltete endlich Ruhe der Ohnmacht über dem so viele Jahre lang durch Krieg, Plünderung, Mordbrennerei und Verwüstung entkräfteten Sachsen. Karl benutzte sie sogleich zur Einrichtung einer alle Macht in die Hand des Königs leitenden Verfassung und einer den Willen desselben überall gleichförmig zur Vollziehung bringenden Verwaltung, und mit der staatlichen Neuordnung ging die kirchliche Hand in Hand. Zu diesem Zwecke wurde der alte Gemeindestaat zerrissen und das Land in Grafschaftsgebiete und geistliche Sprengel eingetheilt. Die wichtigsten Bestimmungen über die Einführung des Christenthums und des römischen Kirchenwesens, sowie über die Begründung der königlichen Macht in Sachsen enthält die „**Capitulatio de partibus Saxoniae**“ (Theidung über die Theile Sachsens). An der Spitze derselben stand das Gebot, daß die christlichen Kirchen in Sachsen nicht bloß keine geringere, sondern viel-

mehr eine höhere Ehre genießen sollen, als die heidnischen gottesdienstlichen Orte; wer in eine christliche Kirche mit Gewalt einbreche, wer daraus etwas entwende, wer sie in Brand stecke, wer in der 40tägigen Fasten Fleisch esse, wer einen Bischof, einen Priester, einen Diakon erschlage, sollte das Leben verwirken. (So hatte auch das heidnische Friesenvolksrecht auf Tempelraub Entmannung und Opferung des Frevlers gesetzt). Desgleichen sollte mit dem Tode bestraft werden, wer eine Leiche nach heidnischem Brauch verbrennen lasse, ferner wer sich der Taufe durch Versteck entziehe oder sie offenen Trotzes zurückweise, dann, wer sich mit Heiden in eine Verschwörung gegen Christen einlasse oder mit den Ersteren in Feindschaft gegen die Letzteren verharren wolle. Der in christlicher Auffassung verdunkelte altheidnische Zauberglaube leuchtete in der 6. Bestimmung jener Verordnung durch, wornach Derjenige des Lebens verlustig erklärt wurde, „der, vom Teufel bethört, nach heidnischer Sitte glaube: irgend ein Mann oder eine Frau sey Zauberer oder Hexe und esse Menschen, und wer solche Menschen um dies verbrenne oder ihr Fleisch Jemand zu essen gebe oder es selbst esse". Wer an Quellen, Bäumen oder Hainen ein Gelübde thue oder nach Heidensitte etwas opfere und zu Ehren der Dämonen esse, zahle — der Edling 60, der Friling 30, der Lite 15 Gulden, oder verfalle, so lange bis er bezahlet hat, dem Dienst der Kirche. So viel zum Zeugniß der Strenge, welche erforderlich schien, um die alte Stammreligion auszurotten.

Die Bisthümer, welche Sachsen nach und nach erhielt, waren Osnabrück, Minden, Halberstadt, Bremen, Verden, Paderborn, Münster und Hildesheim; andere Theile des Landes gehörten in kirchlicher Hinsicht zu den Sprengeln von Köln und Mainz. Besonders drückend mußte den Sachsen ferner der Zwang seyn, welcher sie verband, die christlichen Kirchen mit Stiftungen auszustatten und ihnen von allen Gütererträgen, sowie von allen Früchten der Arbeit den zehnten Theil abzugeben; auch der öffentliche Schatz gab den

Zehnten von Fredum, Bann und allen königlichen Gefällen an die Kirchen und Priester. Was das Königthum betrifft, so zeugen folgende Bestimmungen der „Capitulatio de partibus Saxoniae“ deutlich genug, wie Karl die unbeschränkte höchste Gewalt einzuführen beabsichtigte. „Wer dem „„Herrn König““ untreu erscheine, sollte mit dem Tode bestraft werden“. „Wer des Königs Beamten, den Grafen, tödte oder einen Anschlag auf dessen Leben mache, dessen Erbe solle an den König verfallen und ebenso sollte er sein Recht an das Königsrecht verlieren“. Alle öffentlichen Volksversammlungen der Sachsen, welche nicht auf Befehl des Königs durch dessen Sendgrafen (missus) berufen würden, waren verboten. Die Gerichtsversammlungen hielt jeder Graf in seinem Gerichtssprengel. Die Heerbannspflicht wurde den Sachsen erst später ausdrücklich auferlegt. Gleichwohl mußten bereits im Jahre 787 sächsische Schaaren das Frankenheer auf dem Zuge nach Bayern begleiten und ebenso mußten Sachsen und Friesen sich mit den Franken vereinigen, als Karl im Jahre 789 seinen Feldzug gegen die Wilten-Slaven unternahm, mußten Sachsen und Friesen im Jahre 791 mit ihm gegen die Avaren ziehen.

Eben dieser Zwang jedoch, dem fremden Gebieter in seine Kriege zu folgen, konnte bei einem Kernvolk, wie die Sachsen, den alten Groll nur neuerdings in Flammen setzen. Als nun Karl im Jahre 793 eben beschlossen hatte, eine Heerfahrt wider die Avaren nach Ungarn anzutreten, vernahm er, daß die Friesen, welche ihm Graf Theoderich zuführen sollte, im Gau Riustri (Rustringen) am linken Ufer der Weser, wo sie in's Meer mündet, von den Sachsen angegriffen und aufgerieben worden seyen. Karl mußte nun die Heerfahrt nach Ungarn aufgeben, aber er verheimlichte die ganze Größe der Gefahr und lenkte die Aufmerksamkeit auf ein großartiges Werk, auf eine Verbindung der Rednitz und Altmühl durch einen schiffbaren Kanal, wodurch denn auch der Main mit der Donau verbunden werden sollte. Noch

während daran gearbeitet wurde, erhoben sich gleichzeitig im Süden des Reiches die Araber gegen Septimanien und im Norden die Sachsen; da sah sich der König genöthigt, sich nach Frankenland zurück zu begeben. Er überwinterte in Frankfurt am Main, hielt dort im Jahre 794 einen Kirchentag, wo die Lehre des spanischen Bischofs Felix v. Urgel über die Adoption (an Sohnesstatt=Annehmen) des Menschen Christus verworfen ward, und wandte sich sodann mit zwei Heeren gegen die Sachsen. Er selbst drang von Osten, sein Sohn Karl von Westen her ein. Die Sachsen hatten ihre Streitkräfte auf dem Sinotfeld (Sendfeld bei Wunnenberg, südlich von Paderborn und nördlich von Eresburg) zusammengezogen, da erwarteten sie schlagfertig den Feind. Als sie nun aber dessen Uebermacht ansichtig wurden, erkannten sie, daß sie derselben im offenen Kampfe erliegen würden, und so wählten sie die alte List scheinbarer Unterwerfung, gaben Geißeln und schwuren Treue. Wie wenig Karl sich darauf verließ, bewies er durch neue Verheerungszüge, welche er in den beiden folgenden Jahren 795 und 796 unternahm. Er mochte das Land verwüsten, — das Volk war unverwüstlich. Auch das Jahr 797 sah ihn Sachsen nach allen Richtungen mit Mord und Brand durchziehen; er drang bis an die nördlichsten Theile zwischen dem Meer, der Weser und der Elbe vor und fand es noch in demselben Jahre für nöthig, wiederzukehren; da wurde sein Heer durch's ganze Land für die Winterszeit vertheilt; er selbst blieb gleichfalls in Sachsen; im festen Heristelle an der Weser, wo sich während des langen Krieges stets eine fränkische Besatzung behauptete und den Bekehrern, die dem Heere folgten, in allen Stürmen sichere Zuflucht bewahrte, feierte Karl Weihnachten und Ostern und empfing Gesandte ferner Fürsten. Schon nahte der Frühling des Jahres 798 und Mangel an Lebensmitteln nöthigte das Heer, die Winterlager zu verlassen; da mußte sich Karl neuerdings überzeugen, wie wenig seine Nähe die Sachsen schreckte. Der Kern des Widerstandes war nunmehr bei den überelbi=

schen Nordleuten, welche verhältnißmäßig weniger gelitten hatten als ihre südlicheren, den fränkischen Angriffen lange vorzugsweise ausgesetzten Stammgenossen. Diese Nordelbinger benutzten den günstigen Augenblick; sie ergriffen die vom König zur Handhabung der Rechtspflege abgeordneten Beamten und erschlugen sowohl die meisten derselben als auch einen Gesandten Karls, welcher vom Hofe König Siegfrieds eben durch Nordelbingen wiederkehrte. Zornentbrannt, — gewiß weniger über die Ermordung seiner Gesandten, als über den offenen Trotz des unverwüstlichen Geschlechts, welchen er endlich gebrochen wähnen mochte und der ihm nun plötzlich die Stirne bot, sammelte Karl sein Heer bei Minda (Minden), und verwüstete alles Sachsenland zwischen Weser und Elbe. Auch im folgenden Jahre, dem letzten des 8. Jahrhunderts, erschien Karl in Sachsen; in Paderborn hielt er Hof, erwartete und empfing dort den Papst, verabredete mit Diesem das weltgeschichtliche Schauspiel, womit das neue Jahrhundett eröffnet werden sollte, und sandte seinen Sohn Karl an die Elbe, um die slavischen Angelegenheiten und die der nordelbingischen Sachsen zu ordnen.

Von nun an waltete Ruhe bis zum Jahre 802; da ging neuerdings ein Heer nach Sachsen, um Nordelbingen zu verwüsten. Zwei Jahre später (804) krönte Karl seinen mit eiserner Beharrlichkeit durchgeführten Plan mit einer empörenden Gewaltthat. Mit großer Uebermacht kam er im Sommer des Jahres 804 nach Sachsen und drang nach der letzten Zufluchtsstätte des nationalen Widerstandes, nach Nordelbingen, vor. Um denselben zu entwurzeln, ließ er 10,000 Sachsen, welche jenseits der Elbe in Wihmuodi (Wigmodien, in den Gegenden von Bremen) wohnten, mit Weibern und Kindern aus der theuren Heimath vertreiben und weit von derselben auf verschiedenen Wegen jenseits des Rheins nach Frankenland bringen, wo sie auseinander gerissen und so, zu jeder ferneren Erhebung gegen den Gewalthaber unfähig, angesiedelt wurden; jenes deutsche Land aber

übergab er einem ihm befreundeten slavischen Stamme, den Obotriten; die saßen nun in Wagrien. Uebrigens wandte Karl diese Maßregel im Jahre 804 nicht etwa zum ersten Male an; schon im Jahre 794 hatte er den dritten Mann aus Sachsen nach Frankenland, desgleichen im Jahre 799 eine Menge Familien nach verschiedenen Ländern seines Reiches abführen lassen und das seiner rechtmäßigen Besitzer beraubte Land an seine Treuen, Bischöfe, Priester, Grafen und Lehensmänner vertheilt. — Mit jener Gewalthandlung endigte der Sachsenkrieg.

Das Verhältniß der Sachsen zu Karl und zum Frankenreich wurde nun durch einen Vergleich geregelt, in welchem die Ersteren zwar die Oberherrlichkeit des Frankenkönigs eidlich anerkannten, als freie Genossen der Einheit des Frankenreichs einverleibt wurden und die fränkische Staatsreligion annahmen, anderseits aber alle jene Volksrechte, welche mit dieser Vereinigung in Einklang standen oder in Einklang zu bringen waren, beibehielten. Uebrigens ward den Sachsen für Alles, was sie mit dem Aufgeben ihrer Sonderstellung verloren, ein reicher Ersatz in dem Gefühl, welche Bedeutung sie von nun an als wirkender Theil einer neuen großen Geschichtsmacht einnahmen. Erst in Folge ihrer Vereinigung mit dem Frankenreiche konnte von einer deutschen Nation die Rede seyn, und der hohe, ernste, unbeugsame Sinn des Sachsenstammes für Sittengesetz und Recht, für Freiheit und Nationalehre, dieser Sinn, welcher sich seither in herrlichen Thaten des Schwertes und des Geistes kundgab, der die trefflichen Eigenschaften der anderen deutschen Volksstämme auf's Gedeihlichste ergänzte und der durch die Macht der steten lebendigen Wechselwirkung auch zur immer größeren Vervollkommnung derselben beitrug, wie er wieder durch ihren Einfluß gewann, — das war der kostbare Einsatz der Sachsen in den Gesammtschatz deutscher Nationalkraft.

Verhältnisse des Frankenreiches zu den Slaven und Dänen.

Mit den Kriegen Karls gegen die Sachsen standen jene gegen die Slaven und die Dänen im engen Zusammenhang.

Was die Slaven betrifft, so befolgte Karl die altrömische Staatskunst: zu theilen, um zu herrschen; er wußte, wie bei stammverwandten Völkern die natürlichen Besonderungen zu unversöhnlichen Gegensätzen werden können, und er verstand die Kunst, solche zu Stande zu bringen und zu benutzen. Anders in Beziehung auf die Dänen. Hier waltete natürliche Hinneigung zu den Sachsen, getragen durch gleichen Glauben; hier machte sich in dem Ankampf, der zugleich Abwehr war, die Entwickelung der Selbsteigenheit geltend, während das slavische Wesen, in sich selber unklar und uneins, dazu nicht kommen konnte. Betrachten wir nun zunächst Karls Verhältniß zu den Slaven. Eine Linie, welche sich von der Ostsee (bei Travemünde) an die Elbe (bei Lauenburg) zieht, dann mit dem Laufe der Elbe bis zur Saalemündung, hierauf aber jenem der Saale bis zum Fichtelgebirge folgt und sich dann über den Böhmerwald erstreckt, trennte die slavische Bevölkerung von der deutschen. Folgende slavische Hauptvölker grenzten an das Frankenreich: die Obotriten (im heutigen Mecklenburg), die Wilten (zwischen dem Belt, der Elbe und der Oder), die Soraben (an der Saale), die Czechen (in Böhmen), die Moravner (Mähren, an der Thaya). Unter diesen slavischen Hauptvölkern standen zunächst die schwächeren, von den Sachsen und Dänen, sowie von den Wilten bedrängten Obotriten in freundlichen Beziehungen zum Frankenkönig; der wider die Sachsen gemeinsame Vortheil verband beide. Unermüdlich halfen sie Karl die Sachsen bekämpfen; dagegen stand er ihnen und den Soraben im Jahre 789 gegen die Wilten bei und es gelang ihm, dieselben zur Zinsentrich-

tung zu zwingen. Aber beide Bundesgenossen kamen mehr oder minder in ein Unterthänigkeitsverhältniß zum Frankenreiche. Von den Soraben, nämlich von einem Theil derselben, ist dies gewiß; sie ermannten sich im Jahre 806 zu einem Aufstand, wurden jedoch besiegt und verloren sowohl ihren Fürsten als auch ihre Selbstständigkeit.

Das Streben Karls: die Herrschaft über die slavischen Völker, welche die östliche Grenze des Frankenreiches bedrohten, herzustellen, gab sich auch gegen die Czechen zu erkennen. Wie bereits erwähnt worden, standen Diese, sowie die benachbarten Mähren zur Zeit der Avarenkriege in freundlichen Beziehungen zu den Franken, slavische Heerhaufen halfen Letzteren den Sieg erringen, wodurch allerdings auch die Slaven dauernde Sicherheit gegen einen gefürchteten Nachbar zu gewinnen hofften. Ungeachtet dieser guten Dienste, welche die Czechen und Mähren den Franken geleistet hatten und obwohl von Seiten derselben keine nachweisliche Veranlassung zu feindseliger Behandlung gegeben worden war, rüstete Karl, dessen Scharfblick die Wichtigkeit der großen böhmischen Bergfeste als künftigen Vorwerks des Frankenreiches wohl erkannt haben mochte, im Jahre 800 zahlreiche Streitkräfte zum Angriff auf Böhmen und im Jahre 805 ließ er 3 Heere nach einem trefflich entworfenen Feldzugsplan anrücken. Sie fanden jedoch den nachhaltigsten Widerstand, indem die Böhmen, jede entscheidende Schlacht klug vermeidend, sich in ihre festen Plätze sowie in die Wälder und Gebirge zurückzogen; mochten die fränkischen Heere auch immerhin in kleinen Gefechten siegen, im Allgemeinen sahen sie sich darauf beschränkt, das Land zu verwüsten, wodurch sie selbst jedoch den größten Nachtheil erlitten; denn in Folge davon trat ein solcher Mangel an Lebensmitteln ein, daß sie sich genöthigt fanden, Böhmen schon 40 Tage nach dem Einfall wieder zu verlassen. Ein neuer Angriff im folgenden Jahre erlangte keinen besseren Erfolg. Ueberblicken wir die Ergebnisse des Kampfes gegen die Slaven,

so gewahren wir, daß Karl seinen Plan im Großen und Ganzen nicht erreichte.

Was das Verhältniß des Frankenreiches zu den Dänen betrifft, so tritt zuerst der bereits erwähnte König Siegfried in den Vorgrund. Er beschützte Karls gefürchteten Gegner Wittekind, aber er vermied es, den Franken feindselig entgegenzutreten. Nach ihm erschien König Gottfried (dänisch: Göttrik) in ganz anderer Haltung. Die Verhältnisse waren aber auch damals wesentlich verändert. Hatte Sachsen früherhin eine natürliche Vormauer gegen den Andrang der Franken gebildet, — jetzt war es dem Reiche geeinigt und noch dazu waren die den Franken befreundeten Obotriten in Nordelbingen als Vorposten des Reiches hingestellt. Das Streben Karls, dies Reich zu vergrößern, hatte sich nach allen Richtungen hin bereits kundgegeben; Gottfried durfte nicht ohne Grund besorgen, daß auch die weitere Ausdehnung nach Norden in dessen Plan lag. Er wartete den Angriff nicht ab, sondern griff selber an; in ihm erstand den Franken ein gefährlicherer Feind als mancher, den ihre Uebermacht besiegt. Er begann seine Angriffe im Jahre 808 durch einen Einfall in's Gebiet der Obotriten; rasch bemächtigte er sich einiger fester Plätze und verwüstete das Land, dann zog er sich, als das Frankenheer nahte, nach Sliesdorp (Schleswig) zurück und errichtete zum Schutz seines Landes gegen Sachsen hin einen Grenzwall von der Ostsee bis zur Nordsee *). Auch

*) Die Hauptbefestigung verband sich (nach Dahlmanns Ansicht) „durch die Schlei mit der Ostsee und durch die Norder-Eider (Treene) mit der Westsee, also mit beiden Meeren nur mittelbar. Auf solche Weise entstand ein Erdwall und ein Graben von nicht über 2 Meilen Länge, nur mit einem einzigen Thore, um Wagen und Reiter durchzulassen, versehen, und mehrerer Arbeit bedurfte es kaum, denn von der einen Seite gab außer dem breiten und tiefen Meerbusen, den die Schlei bildet, ein undurchdringlicher Wald Schutz, der im Süden der Schlei längs der Ostsee durch die neu gewonnenen Sitze der Obotriten

Karl suchte die Nordgrenze seines Reiches durch Anlegung von festen Plätzen zu sichern und beschloß einen Zug gegen Gottfried, als er im Jahre 810 die Nachricht erhielt, daß eine Flotte von 200 Dänenschiffen das dem Frankenreiche zinsbare Friesland angegriffen, daß die kühnen Seehelden zuerst die Inseln verwüstet, dann die Friesen auf dem Festland in 3 Treffen geschlagen und einen Zins von 100 Pfund Silber von ihnen erzwungen hatten; Gottfried selber war nicht bei diesem Zuge, aber es verlautete, er habe sich gerühmt: bald werde er mit Karl in der Schlacht zusammentreffen. Da führte der greise Karl ein ungesäumt entbotenes Heer über den Rhein an die Weser und schlug bei Verden, wo sie die Aller aufnimmt, sein Lager auf, den Dänenkönig hier erwartend und gewillt, ihm die Stirne zu bieten. Aber statt Gottfrieds kam die Nachricht, daß ihn Einer seiner Krieger erschlagen und daß die Dänenflotte Friesland wieder verlassen habe. Gottfrieds Nachfolger Hemming, seines Bruders Sohn, schloß sogleich Waffenstillstand und im Frühling des folgenden Jahres 811 Frieden. Mit dem Fall Gottfrieds aber war die dänische Kraft für einige Zeit erschlafft; Königssöhne und Königsenkel nutzten sie in Kämpfen um die Herrschaft ab. Karl seinerseits, hochbetagt und dem Ende seines Lebens entgegensehend, begnügte sich mit Friedens-Erneuerung (812), statt jenen Zustand Dänemarks zur Erweiterung des Frankenreiches nach Norden zu benutzen; die Eider bildete nun die Grenze zwischen dem Frankenreiche und den Dänen. Aber bangen Herzens blickte Karl in die Zukunft und mit Thränen in den Augen soll er gesagt haben: die kühnen Männer

---

bis an die Trave lief, das „eiserne Holz" bei Deutschen und Dänen geheißen; hinter der Treene aber lag meist eine unwegsame, von Wassern durchschnittene Marschgegend, und den freien, noch von Dänemark unabhängigen Friesen, die den größten Theil davon einnahmen, war überhaupt nicht gut nahe kommen. Inzwischen muß man nach den Worten der Grundquelle annehmen, daß auch längs der Treene ein vermuthlich tieferer Wall lief".

des Nordens (Normannen) würden seinen Nachkommen und ihren Unterthanen einst großes Leid bereiten.

Karls des Großen Reich und dessen Verfassung.

Wir haben nun gesehen, wie Karl bis in's hohe Alter bemüht war, das Frankenreich, welches er von seinem Vater überkommen, nach allen Richtungen hin zu einem christlichen Weltreich auszudehnen. Es breitete sich von der Eider bis zu den Pyrenäen und bis nach Italien hinein, von der Nordsee und vom atlantischen Ocean bis an die bereits erwähnte slavische Völkerwelt, längs der Elbe und Saale, des Fichtelgebirges und Böhmerwaldes bis in Ungarn und in die östlichen Alpenländer hinein. Diese ungeheuere Länderstrecke, welche Völker verschiedenster Abstammung umfaßte, überblickte ein gewaltiger Geist mit dem Gedanken, das große Ganze in stetem Zusammenhange zu erhalten; er vergaß bei seiner Berechnung nur das Eine, Wesentlichste, die lebendige Kraft der Nationalitäten, welche sich wohl eine Zeit lang, so lang er lebte, gewaltsam an einander binden, aber nicht, wie er beabsichtigte, mit einander verschmelzen ließen.

Um das Reich nach außen hin zu sichern und die Neuerwerbungen zugleich der Reichseinheit enger zu verbinden, errichtete Karl die Marken, d. h. er verwandelte die Grenzprovinzen und die eroberten Landstriche in Vorwerke des Reiches; es erhoben sich in den ersteren feste Plätze mit Besatzungen und an der Stelle der durch Kriege und andere Bedrängnisse bedeutend verringerten ursprünglichen Bevölkerung wurden Deutsche angesiedelt, es wurde dann in den letzteren die befestigte Grenze weiter vorgeschoben. Nicht bloß alle diese Verhältnisse erforderten eine ausschließlich denselben gewidmete starke und achtunggebietende Gewalt eben sowohl in Beziehung auf bürgerliche Verwaltung, wie hinsichtlich des Kriegswesens, — auch die Beziehungen zu

den benachbarten Völkern und deren Fürsten machten eine solche nöthig, damit das Doppelband, welches dieselben, als Verbündete oder Unterworfene, mit dem Frankenreiche verknüpfte, das der Abgaben- und Heerbannspflichtigkeit, nicht gelockert oder ganz gelöst würde. Diese Gewalt nun legte Karl in die Hände von eigenen Beamten, „Grenzgrafen" oder „Markgrafen" (marchio, dux, dux limitis); Diese saßen anfänglich in einem der Grenze nächstgelegenen festen Platze einer alten Provinz und überwachten von da aus die Grenzländer, die Eroberungen und die Verbündeten, welche ihnen in Beziehung auf die Kriegspflichtigkeit wie eine Art von Lehnsmännern des Königs unterstanden. Solche Markgrafen waren in den den Avaren entrissenen Gebieten von der Donau bis zum adriatischen Meer, von welchen die nördliche Grenzgrafschaft (Avarien, die Länder zunächst der Donau), von Lauriacum (Lorch) in Oesterreich, die südliche (Kärnthen, die Drau- und Save-Länder) von Friaul aus verwaltet wurde, — in Regensburg für die Grenzmark gegen die slavischen Nachbarländer, in Erfurt für die thüringische Mark (den Limes sorabicus) in Magdeburg gegen die Slaven am rechten Elbufer und in Altenzelle (Schesla) gegen jene am linken, in Bardewik für die sächsische Grenze (limes saxonicus) gegen die Slaven zwischen der Bille und Elbe, gegen die Ostsee und weiter in's Innere hin; es gab ferner ein Vorwerk gegen die Britonen zwischen Loire und Seine und die hispanische Mark bis an den Ebro. Diese Marken bildeten zunächst ein äußeres Band; sie wurden aber auch nachhaltig wichtig für die spätere Entwickelung der Reichsverfassung, indem sowohl die Zahl der Marken vermehrt, als auch die politische Macht der Markgrafen durch Vereinigung mehrerer Gaugrafschaften unter der Verwaltung eines und desselben Markgrafen vergrößert wurde.

Das Streben Karls in Bezug auf die Reichseinheit ging von der Anschauung aus, daß der Herrscher der lebendige Mittelpunkt des Reiches und die eigentliche Quelle

alles Rechtes, aber auch dessen gewaltiger Hort sey, und zwar um so mehr, da sein Beruf ein unmittelbar von Gott verliehener, was die Kirche durch Weihe und Salbung darstellte. Diese eine Grundanschauung sollte nun die sämmtlichen zur Reichseinheit gebrachten Volksstämme durchdringen und wir werden später sehen, wie sie durch die feierliche Uebertragung eines weltgeschichtlichen Namens, welcher den Inbegriff der höchsten Majestät ausdrückte, auf den Frankenkönig einen bestimmten Ausdruck erhielt. Jene Anschauung und die derselben entsprechende Reichsverfassung, welche Karl nicht neu schuf, sondern nur aus den bisher entwickelten Einrichtungen in seinem Geiste festgestaltete, standen der alten Volksfreiheit entgegen, waren jedoch auch wider die Macht der Großen gerichtet; es sollte verhütet werden, daß sich eine neue Art von Majordomusgewalt bilde. Hierzu diente denn die Begünstigung der Geistlichkeit einerseits, anderseits aber wieder deren Hereinziehen in das Beamtenthum, welchem sich die weltlichen Großen gleichfalls bequemen mußten. Durch die Erschaffung des Beamtenthums, welches von dem Willen des Königs abhing und die alte Volksfreiheit immer enger beschränkte, wurde die Einheitlichkeit gefördert. Sollte aber auch deren Zweck, die Machtfülle des Königthums, erreicht werden, so war es nöthig, die ganze Provinzialverwaltung durch eine unmittelbar vom König abhängige Macht zu überwachen, welche es den einzelnen königlichen Beamten, den Grafen unmöglich machte, sich allmählig eine dem Königthum gefährliche Stellung zu erringen.

Zum Zwecke der Provinzialverwaltung war nach der bisherigen Verfassungsentwickelung das ganze Reich in Gaugrafschaften getheilt. Das Amt des Grafen, eines königlichen Beamten, welcher dem Gau vorstand, umfaßte die Gerichtsbarkeit und den Heerbann im Namen des Königs über die Freien im Gau, während Adelinge, Bischöfe und Stifter, sowie die königlichen Kammergüter (wie wir früher bereits gesehen) „Immunität“ genossen,

d. h. von der Grafengewalt befreit waren. Diese „Immunitäten" enthielten übrigens die Keime der Auflösung der Gauverfassung. — Der Graf und seine Stellvertreter richteten (wie bekannt) unter Königsbann; zu ungebotenem Ding kamen die Freien des Gaues nur dreimal im Jahre zusammen; den Vorsitz führte auch hier der Graf. Statt sämmtlicher Freien fanden nun bei den ordentlichen Gerichten nur bestimmte, dazu vom Grafen und vom Volk für jeden Gerichtstag besonders gewählte und bestellte ständige Schöffen (scabinei), mindestens sieben, das Urtheil; außer ihnen mußten beim ächten Ding und durften beim gebotenen die schöffenbaren (zum Schöffenamt fähigen) Freien als „Rachinburgen" zugegen seyn. Was den allgemeinen Heerbann betrifft, so befahl Karl, daß jeder Freie, welcher, den königlichen Befehl verachtend, die Heerbannspflicht nicht erfülle, den Königsbann verwirkte; er mußte nach fränkischem Gesetze die Buße für den vollen Heerbann mit 60 Gulden bezahlen. Die Gesetze über den Heerbann nahmen einerseits auf die Entfernung vom Kriegsschauplatze, anderseits auf die Verhältnisse des Grundbesitzes Rücksicht. Wer wenigstens 3 Mansus (Hufen) Grundeigenthum besaß, leistete den Kriegsdienst und rüstete und verpflegte sich für 3 Monate auf eigene Kosten. Zwei Freie, von denen Jeder zwei oder Einer zwei Mansus und der Andere nur einen besaß, verbanden sich zur Ausrüstung des Einen von ihnen; wenn von dreien Jeder nur einen Mansus besaß, so rüsteten zwei den Dritten, desgleichen von sechs, deren jeder einen halben Mansus besaß, fünf den Sechsten. Ganz Grundbesitzlose schossen fünf Solidos zusammen und fünf stellten den Sechsten. (Aus einem Pfund Silber schlug man 22 Solidos zu 12 Denaren.) Da nun die Vollziehung der Heerbannsgesetze in die Hände des Grafen gelegt war (wie früher im Gemeindestaat des Gaufürsten), welcher die Freien seines Amtssprengels auch in's Feld führte, so ist es klar, daß er gerade in Bezug auf jene Fälle der Vereinigung, sowie auch dann, wenn nicht alle Freien, sondern nur eine bestimmte

Zahl derselben aufgeboten wurden, einen sehr entscheidenden Einfluß üben, und, war die Heerbannspflicht für die ärmeren Freien ohnehin schon drückend genug, sich noch manche Willkür erlauben konnte, so schwer lastend, daß sie sich ihm lieber zu Vasallen oder auf Amtsdienst (ministerium) ergaben.

Um nun die Freien gegen die Willkür der Grafen und das Ansehen des Königs gegen deren Gelüste nach Selbstherrlichkeit zu schützen, wurden die bereits erwähnten Sendgrafen (missi) verwendet. Sie waren außerordentliche, meistens alljährlich vom König ernannte, mit besonderen Verhaltungsbefehlen versehene, reisende Aufsichtsbeamte, welche sowohl aus dem Laienstande als auch aus der Hochgeistlichkeit genommen wurden (Grafen und Bischöfe), von denen wieder der weltliche den geistlichen und umgekehrt überwachte; ihnen waren eigene, meist nach den Sprengelprovinzen abgemessene Amtsgebiete (missatica) angewiesen. Diese weltlichen und geistlichen Sendgrafen überwachten den Zustand der bürgerlichen und kirchlichen Provinzialverwaltung, sie machten die Gesetze bekannt und sorgten für deren Annahme in den Volksgemeinden, für deren Vollziehung und für die Ausführung der jezeitigen Heerbannsverordnungen insbesondere; sie beaufsichtigten die Ausübung der Gerichtsbarkeit und, indem sie die höhere des Königs ausübten, halfen sie allen Denjenigen zu Recht, welche gegen den Grafen, gegen dessen Stellvertreter und Unterbeamten zu klagen hatten und entschieden die von Diesen unentschieden gelassenen Sachen; sie untersuchten demgemäß förmlich das amtliche Verhalten der politischen und kirchlichen Beamten und hielten zu dem Zwecke im Maimonat Landtage, auf welchen die Beamten sowohl (Bischöfe, Aebte, Advocati und Vicedomini, Grafen, Vikarien, Centenarien), als auch die königlichen Vasallen und die Schöffen, gleichsam als die Vertreter ihrer Gemeinden erscheinen; endlich hatten sie auch die Aufsicht über die königlichen Güter und Einkünfte, desgleichen über die geistlichen Güter und über die von den

letzteren, wie von den königlichen verliehenen Beneficien. Ueber den Zustand der Provinzen erstatteten sie dann auf dem Reichstage Bericht.

Die alljährlichen Reichstage bildeten den Mittelpunkt der Reichsregierung; alle Reichsangelegenheiten, weltliche wie geistliche, wurden mit den Reichsständen überlegt. Die Reichsgesetzgebung mußte mit Zustimmung derjenigen Vertreter der einzelnen Länder geschehen, welche daselbst die größte Macht und den bedeutendsten Einfluß hatten, damit die erlassenen und von allen Anwesenden unterschriebenen Reichsgesetze (**capitularia**) wirklich auch an Ort und Stelle keinen Widerstand fanden, um dem Volksrecht gleichgesetzt zu werden. Solche Vertreter (Reichsstände) waren die geistlichen und weltlichen Großen, welche zugleich meistentheils Hof- und Staatsämter bekleideten und kraft derselben oder auf besonderen Befehl des Königs erschienen. Außer den Gesetzen wurde auf der ordentlichen Reichsversammlung, welche alljährlich im Frühling Statt fand und mit dem Maifelde (**campus madius**) zusammentraf, das schon seit Pipin an die Stelle des alten „Märzfeldes" getreten war, auch der Plan der Reichsgeschäfte für das ganze Jahr geordnet. Der König erschien dabei entweder nach eigenem Gutdünken oder auf die Bitte der Reichsstände; von ihm gingen die Vorlagen aus, ihm wurden die Ergebnisse der Berathungen zur Genehmigung unterbreitet. Zur Vergrößerung des Glanzes der Reichsversammlung erschienen bei derselben außer den Reichsständen auch die Dienstleute (Sassen und Ministerialen) mit ihren Dienstherren, insbesondere die königlichen, um des Königs Befehle zu vernehmen und der Eröffnung des Feldzuges beizuwohnen. Außer der allgemeinen Reichsversammlung im Frühling fand auch eine andere im Herbste Statt, wobei der König mit den angesehensten Großen und seinen vertrautesten Räthen Vorberathungen pflegte und besonders dringende Geschäfte erledigte. Bei Gelegenheit der hohen Kirchenfeste, welche der König, umgeben von einem großen Hofstaat, bald in diesem,

bald in jenem Bischofssitze glanzvoll feierte, wurden Hoftage gehalten, wozu die Dienstmannen eingeladen waren. Von der Berathung der rein geistlichen Angelegenheiten blieben auf Reichstagen die weltlichen Großen ausgeschlossen; damit befaßten sich nur die Bischöfe und Aebte; wo die geistlichen Verhältnisse die bürgerlichen berührten, nahmen auch die weltlichen Reichsstände an der Berathung Theil. Uebrigens behielt sich der König sein Recht der Regierung und der Oberhoheit auch in Bezug auf die rein kirchlichen Angelegenheiten vor; er betheiligte sich sogar an der Untersuchung und Entscheidung bei Glaubenssachen und erst durch seine Zustimmung erhielten die Beschlüsse der Bischöfe und Aebte (sowohl auf Reichstagen als auf Provinzialsynoden, die nicht ohne seine Genehmigung abgehalten werden durften,) verbindende Kraft; — so wahrte er denn auch seine Hoheitsrechte bei der Besetzung der Bisthümer und Abteien und bei der Gerichtsbarkeit über die Bischöfe, welche einer Behörde aus ihrer Mitte zustand.

Wenn nun durch die Mitwirkung der Reichsstände an der Reichsregierung das alte Recht des Volks gänzlich verdrängt zu seyn schien, so erkannte Karl gleichwohl, daß er des Volkes bedurfte, um die Regierungsgewalt bei seinem Hause erblich zu erhalten; ein Rückblick auf die Vergangenheit belehrte ihn ja, wie leicht die Großen geneigt waren, sich das Recht anzumaßen, allein über die Krone zu verfügen. Um die Thronfolgeordnung gegen Uebergriffe der Großen zu sichern, ließ er denn das altgermanische Recht des Volkes, den Thronfolger zu wählen und anzuerkennen, in Kraft, und deshalb mußte sein Grundgesetz über die Regierungsfolge vom Jahr 806 nicht bloß die Zustimmung der Reichsstände, sondern auch die des ganzen Volkes erhalten; — er versäumte es jedoch, für die Mitwirkung des Letzteren bestimmte Formen festzusetzen.

Das Reichsgericht bildeten die Reichshofleute mit dem König, welcher den Vorsitz führte, über die Gro-

ßen selbst; sie wurden in der Pfalz (d. h. in dem Palast) gehalten, wo der König sich aufhielt.

Wichtige Mittel, welche dem König zur Erweiterung seiner Macht und zur Befestigung derselben zu Gebote standen, waren seine besondere Dienstmannschaft und die Einkünfte. Indem der Vasall, welcher vom König ein Lehen hatte, diesem persönlich zum Kriegsdienste auf sein Gebot verpflichtet war, indem ferner der Ministeriale, welcher von ihm ein Hof- oder Kammergutsamt trug, durch Uebertragung eines Lehens auf Kriegsdienst auch zum Vasallen wurde, indem Große, welche Vasallen des Königs waren, selbst wieder Lehensmannen hatten, welche sie dem König in's Feld führen konnten, so ergänzte dieser dem König in persönlicher Treuefolge zustehende Kriegsdienst wie eine Art von stehendem Heer den allgemeinen Reichs-Heerbann. Indem aber anderseits wiederum sich mancher Freie einem weltlichen oder geistlichen Großen zum Vasallen ergab und Kriegsdienst leistete, um der drückenden Willkür des Grafen zu entgehen, und indem der König dies geschehen ließ, verminderten sich mit der Zahl der Freien die Stützen seiner Macht, denn eben auf der Treue der Freien beruhte alle Bürgschaft, daß die großen Dienstherren nicht aufhören würden, Unterthanen zu seyn. Wenn ein Freier sich, um dem Heerdienst zu entgehen, als Unfreier in den Dienst und also auch in den Schutz der Kirche begab, bedurfte er dazu der ausdrücklichen Erlaubniß des Königs. Wir sehen somit, wie sich diese Verhältnisse entwickelten, — ein doppeltes Aufgebot, das der allgemeinen Heerbannspflichtigkeit, welcher sich auch die Kirche nicht entziehen konnte, wenngleich den Geistlichen der persönliche Kriegsdienst verboten war (die Pflichtigkeit, Mannschaft zu stellen, haftete auf dem Kirchengut) und das der besonderen Vasallenpflichtigkeit! Noch wurde das Erstere durch das Letztere ergänzt; aber es konnte nicht anders kommen, als daß das Erstere mit der Zeit hinter dem Letzteren zurücktrat und an Bedeutung verlor.

Was nun die königlichen Einkünfte betrifft, so gab es im Frankenreiche keinen Staatsschatz, sondern nur einen Königsschatz. Der König bezog nicht nur als der reichste Grundbesitzer von seinen Kammergütern die Bodenerträge und die Gefälle seiner Hintersassen; er bezog auch den auf dem Grundbesitz (mit Ausnahme des Saalgutes) haftenden Zins, in seinen Schatz flossen die Handelszölle und die Münzerträge, flossen die gerichtlichen Strafgelder und die freiwilligen Geschenke, welche der König sonst auf dem Maifeld oder bei seinem Erscheinen in einer Provinz zu erhalten pflegte, verwandelten sich in eine Königssteuer. Aber noch andere Lasten drückten, und zwar die Gemeinfreien am schwersten, nämlich die Pflichten zur Verpflegung des königlichen Hofes, welcher noch ein wandelnder war, der Gesandten, die zum Hofe reisten, der Sendgrafen, so lange sie in ihrem Sendbezirk verweilten, ja wohl auch des Heeres.

Erneuerung des abendländischen Kaiserthums im ostfränkischen Königthum.

Das morgenländische (griechische) Kaiserthum, ob auch seine Besitzungen in Italien nur noch höchst unbedeutend waren, hatte gleichwohl seine alten Ansprüche noch keineswegs aufgegeben. Dagegen hatte jedoch der Frankenkönig thatsächlich einen großen, ja den größten Theil der zum weiland abendländischen Kaiserthum gehörigen Länder in eine Reichseinheit gebracht und insbesondere fiel der Umstand in's Gewicht, daß er König von Italien, Patricius von Rom und Schirmvogt der römischen Kirche war, welche als Mutterkirche betrachtet wurde. Der Papst, als Oberhaupt derselben und als Inhaber des weltlichen Besitzthums des heiligen Petrus, hatte den Schutz des Frankenkönigs gegen die Longobardenkönige bereits hinlänglich erprobt; er bedurfte jedoch auch nach dem Sturz

der Letzteren noch den Schutz des gewaltigen Schirmvogts und zwar zunächst gegen die Parteien in Rom selbst, unter deren wechselnden Kämpfen, Siegen und Niederlagen der Papst persönlich litt, ja sogar stündlich an Leib und Leben bedroht war. So sah sich Leo III., welcher im Jahre 796 an Hadrians Stelle den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, im Jahre 799 durch jene Partei bedroht, welche ihren zu Hadrians Zeiten überwiegenden Einfluß verloren hatte und nun wieder zu erringen strebte. Sie wagte es sogar, bei einem kirchlichen Aufzug Hand an ihn zu legen, ihn zu mißhandeln und als Gefangenen in ein Kloster zu bringen. Durch Hülfe seiner Anhänger entfloh er jedoch, und Schutz suchend bei dem Manne, welcher als Patricius von Rom befugt war, in die inneren Verhältnisse der Stadt einzugreifen, und welcher als Schirmvogt der römischen Kirche verpflichtet war, das Oberhaupt derselben zu vertheidigen, begab er sich nach Paderborn, wo Karl damals Hof hielt. Was beide Männer dort verhandelten, sollten die Völker bald erfahren. Noch im November desselben Jahres erschien Karl in Rom, um zu richten und zu rächen, und in der That lagen genug Anschuldigungen gegen Leo vor, welche eine richterliche Entscheidung herausfordern mochten. Zu einer solchen ließ es jedoch der Papst nicht kommen; denn welche Folgerungen für die Zukunft konnten sich an die Thatsache knüpfen, daß ein weltlicher Fürst über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit eines Papstes in Bezug auf sein Amt entschied! Leo reinigte sich von allen wider ihn erhobenen und zum Theil sehr schweren Anschuldigungen einfach durch einen Eid und dieser genügte dem Frankenkönig, so daß er auf jede weitere Untersuchung verzichtete. In der That: Karl hatte allen Grund dazu; — indem der Schirmvogt der Kirche der Versicherung Glauben schenkte, für deren Wahrheit das Oberhaupt derselben Gott selbst zum Zeugen nahm, rechtfertigte er denselben vor der öffentlichen Meinung der ganzen Christenheit als unschuldig Verfolgten, die Handlung aber, welche der Papst nunmehr vornahm, war eben

für die ganze Christenheit berechnet. Am Weihnachtsfeste des Jahres 800 befand sich Karl im Gewand des römischen Patricius zu Rom in der Peterskirche zunächst dem Altare. Da schritt Papst Leo auf ihn zu und setzte die Kaiserkrone auf sein Haupt; das anwesende römische Volk rief: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Hierauf brachte ihm Leo die „Adoration" (Verehrung), er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der anderen die Hand Karls und neigte sich vor ihm. Von nun an wurde Karl als „Imperator" und „Augustus" begrüßt; in Briefen und Urkunden hieß er „der unbesiegteste König der Franken und des römischen Reiches Regierer", der „Imperator Cäsar", der „**Triumphator semper augustus**", der „große friedebringende Kaiser", „der Fromme", „der Glückliche". Die Krönung wurde als von Gott ausgehend bezeichnet und das Oberhaupt der Kirche als allein befugt zur Vollziehung des Krönungs- und Salbungsamtes betrachtet. Hiermit war demselben jedoch von der damaligen Anschauung keineswegs zugleich das Recht: die römische Kaiserwürde zu verleihen, zuerkannt; vielmehr nahm man an, daß Karl das Recht auf dieselbe den deutschen Franken erworben habe, und betrachtete sie als auf Austrasien (Ostfranken), dem deutschen Mittelpunkt des Frankenreiches haftend. Schon in dem ersten Capitulare des Jahres 802 befahl Karl, daß Jedermann im ganzen Reiche, geistlich und weltlich, den ihm früher als König geleisteten Eid ihm jetzt als Kaiser zu leisten habe und daß Allen der große Umfang von Pflichten, welchen dieser Eid enthalte, klar gemacht und in's Gemüth geprägt werden sollte.

Durch den feierlichen Anschluß an die Germanen war nun vollständig der Verband Roms mit dem griechischen Kaiserthum gelöst und dem Letzteren für immer abgesprochen, über das Reich zu herrschen, welches in Rom und durch Römer gegründet worden war und von den Griechen niemals für die Dauer hatte geschützt werden können; — mit dieser poli-

tischen Trennung aber entfaltete sich zugleich die kirchliche, und der morgenländischen Christenheit trat nun erst der staatlich-kirchliche Verband der beiden Hauptnationen des christlichen Abendlandes, der Germanen und Römer, als ein neues Ganzes, als ein durch die Religion heiliges Reich entgegen, welchem der Gedanke zu Grunde lag, daß es der Anfang eines neuen Europa's seyn sollte. Dieser Gedanke konnte jedoch nicht zur Ausführung kommen, weil die Macht des Frankenreiches, auf welcher allein die Möglichkeit derselben beruhte, nach dem Tode Karls wieder verfiel und weil das Papstthum eine der höchsten Majestät des weltlichen Reichsoberhauptes untergeordnete Stellung seinem ganzen geschichtlichen Entwickelungsgange nach nicht ertragen konnte, sondern vielmehr die höchste Majestät in sich selbst darzustellen suchte, ausgehend von der Voraussetzung, daß die weltliche Macht von der göttlichen verliehen und abhängig und daß die geistliche die sichtbare Erscheinung jener göttlichen sey. Der nationale Gegensatz des germanischen und des romanischen Wesens endlich war durch die Herstellung eines Germanen-Römerreiches, dessen politischer Schwerpunkt in Deutschland und dessen kirchlicher in Rom war, nicht ausgeglichen, sondern wurde vielmehr bis zu einem Wettkampf beider um die Herrschaft des einen über das andere verschärft, unter welchem die Verwirklichung jenes kühnen Grundgedankens in der ursprünglich beabsichtigten Form vereitelt wurde.

Fünfmal war Karl verheirathet, zuerst mit Himiltrud, die ihm einen Sohn, Pipin den Buckligen, gebar, dann mit der longobardischen Königstochter Desiderata, nachher mit der Alemannin Hildegard, von welcher er 3 Söhne, Karl, Karlmann und Ludwig, und 5 Töchter hatte, nach ihrem Tode mit der vielgehaßten Fraukin Fastrada und endlich mit der Alemannin Luitgard; außerdem pflog er mit 3 Frauen Gersuind, Regina und Adelind vertrauten Umgang. Ihm, der im finsteren Zwist mit dem Bruder gelebt, der dessen verwaiste Kinder der Herrschaft beraubt, der fühllos 2 Frauen verstoßen und den

Schwiegervater im Klosterkerker begraben, bereitete sein Erstgeborener Pipin Vergeltung. Tief hatte er Diesen gekränkt, da er im Jahre 781 seine Söhne Karlmann und Ludwig nach Rom brachte, wo Karlmann den Namen Pipin und das Königreich Italien, Ludwig die Krone Aquitaniens erhielt. Den heißen Groll Pipins des Mißgewachsenen, welcher sich ausgeschlossen sah und dem begünstigten Karlmann sogar seinen Namen lassen mußte, mochten widerspänstige Große schüren; Karls Erstgeborener verschwor sich (792) gegen den Vater. Aber sein Anschlag wurde entdeckt, Pipin durch reichstägliches Urtheil zum Tode verdammt, aber begnadigt, zum Mönch geschoren und in die Abtei Prüm verschlossen. Die drei begünstigten Söhne Karl, Pipin und Ludwig schlugen Karl dem Großen seine Schlachten; er hatte Grund genug, zumal auf die beiden Ersteren mit Freuden zu blicken, wenn auch Mißverständnisse oder Eifersucht zwischen ihnen walten mochten. Diesen 3 Söhnen bestimmte er im Jahre 806 das Reich und zwar also, daß Pipin das fränkische Italien mit den alemannischen und bayerischen Alpenländern bis zur Donau, Ludwig Aquitanien mit der spanischen Mark, Karl, der Aelteste, alles Uebrige, also das deutsche Ostfranken und das romanische Neustrien erhielt. Karls Absicht war dabei, die Trennung der Nationalitäten zu verhindern und in Kriegsfällen rasche wechselseitige Unterstützung zu ermöglichen. Kühn und hochstrebend, ganz im Geiste seines Geschlechtes waltete Pipin in Italien; das Aufstreben der weltlichen Macht des Papstes suchte er niederzuhalten; die fränkische Oberlehnsherrlichkeit anzuerkennen, zwang er Benevent; Venedig, wo sich die Inselbevölkerung unter dem vorherrschenden Einflusse des Patriarchen von Aquileja im Jahre 697 einen eigenen Herzog erwählt, wo sich allmählig der Zusammenhang mit dem griechischen Kaiserthum gelöst und die weltliche Macht jenes Herzogs über die geistliche des Patriarchen von Aquileja die Oberhand gewonnen hatte, bekämpfte Pipin im Jahre 809. Bald nachher (810) starb

er, viel bedauert, einen Sohn, Bernhard, und 5 Töchter hinterlassend. Ein Jahr nachher folgte ihm sein älterer Bruder Karl im Tode. Jener Bernhard wurde im Jahre 812 vom Großvater vorerst zum Statthalter des italischen Reiches bestimmt.

Der greise Kaiser, tiefgebeugt vom Verluste der beiden kraftvollen Söhne, der geliebten ältesten Tochter Rothrud († 810), fühlte das Ende seiner Tage nahen. Jagd, Reiten, Schwimmen waren Zeit seines Lebens seine liebste Erholung, waren seine Erkräftigung gewesen; fast keiner konnte es ihm zuvor thun. Im Jahre 813, als er in den Ardennen jagte, gemahnte ihn eine Fußgicht, daß das Alter die Kraft seiner Gesundheit gebrochen; genesen kehrte er nach seinem liebwerthen Aachen. Dorthin berief er, seines nahen Endes und der Zukunft seines Reiches und Geschlechtes gedenkend, im September seinen jüngsten Sohn Ludwig, den einzigen, welcher ihm geblieben, und alle Große aus sämmtlichen Provinzen, die Grafen und Grenzgrafen, die Adelinge, Bischöfe, Aebte, Priester, Diakonen zum Reichstage. Da wurde das letzte Capitulare Karls des Großen „in Betreff der für die Kirche Gottes und das christliche Volk nothwendigen Angelegenheiten" berathen, beschlossen und genehmigt. Dies Reichsgesetz stellte die Stände- und Rechtsverhältnisse fest, schärfte die Heiligkeit des Eides durch schwere Strafe für Meineid ein und bestimmte den Königsbann in allen seinen bindenden Gewalten. Hierauf gab Karl seinen Willen zu erkennen, daß sein Sohn Ludwig Mitherrscher werden und nach seinem Tode die Kaiserwürde erhalten sollte. Alle, vom höchsten bis zum geringsten Mann, erkannten darin einen Wink des Himmels und gaben ihre Zustimmung. Nun begab sich der alte Kaiser am nächstfolgenden Sonntage, im Königsgewande, die Krone auf dem Haupte, in die Kirche, welche er gebaut, und kniete mit seinem Sohne vor dem Hochaltare nieder, auf welchem sich eine goldene Krone befand. Es beteten Vater und Sohn, dann erhob der Erstere im Kreise der Bischöfe und Großen

die Stimme und ermahnte den Erben des Reiches und der Kaiserwürde zur Gottesfurcht, zur Verwaltung und Beschützung der Kirche, zur Ehrfurcht gegen die Priester, zur Liebe gegen die jüngeren Geschwister und Verwandten und gegen das Volk, insbesondere: den Armen Vater zu seyn, zur Ernennung getreuer, gerechter, gottesfürchtiger Beamten, zu allezeit tadellosem Wandel vor Gott und den Menschen. Und als nun Ludwig auf des Vaters feierliche Frage, ob er jene Pflichten erfüllen wolle, es gelobt hatte, da hieß ihn Karl, die Krone vom Altare nehmen und sie mit eigenen Händen sich auf's Haupt setzen, alles Volk aber forderte er auf, ihn als König und Kaiser zu begrüßen. Also geschah's und ein Gottesdienst beschloß die feierliche Handlung.

Hierauf entließ Karl seinen Sohn, reichlich beschenkt, nach Aquitanien; seinem Enkel Bernhard verlieh er zur Statthalterschaft Italiens auch noch den Titel eines Königs über dies Land; er selbst blieb in Aachen und beschäftigte sich, das Ende seiner Tage erwartend, mit Gebet, mit Almosenspende und mit sorgfältiger Verbesserung der Handschriften der vier Evangelien. Schon früher (im Jahre 811) hatte er eine letztwillige Verfügung über die Vertheilung seiner Schätze nach seinem Tode oder nach etwaiger freiwilliger Zurückziehung vom Weltleben getroffen. Im Januar des Jahres 814 fühlte er sich, nach einem Bade, vom Fieber ergriffen; er suchte sich durch strenge Enthaltsamkeit von Speise und Trank zu heilen, aber seine Schwäche nahm zu und am 28. Januar verschied er, leise vor sich hin sprechend: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist".

Tief ergriffen vernahmen die Völker die Kunde vom Tode des Kaisers und laute Wehklage erhob sich, als seine Leiche in der Marienkirche zu Aachen beigesetzt wurde. Da ruhte nun Karl der Große, nicht im Sarge verschlossen, sondern im Grabgewölbe auf einem Marmorstuhle sitzend, das Antlitz verhüllt, das aufrechte Haupt mit goldenem Dia-

dem geschmückt, die stattlichen Glieder angethan mit dem kaiserlichen Prachtgewande, mit goldenem Schwerte umgürtet, die Pilgertasche um seine Hüfte, auf den Knieen das Evangelienbuch, den goldenen Scepter und den goldenen Schild, einst vom Papst Leo geweiht, vor ihm aufgehangen. Mit kostbaren Spezereien und reichen Kleinodien ward das Grabgewölbe gefüllt, dann verschlossen und versiegelt. Noch jetzt bezeichnet mitten im Achteck des Münsters, mit der Inschrift: „**Carolo Magno**“ seine Ruhestätte.

Gleich wie Altrom seine Kaiser in das Reich der Götter versetzt hatte, so nahm das kirchliche Neurom den ersten Kaiser des heiligen Germanen-Römerreiches in die Zahl der Heiligen auf.

Zustand der Bildung im Frankenreiche unter Karl dem Großen.

Wir haben Karls kühne Entwürfe, seine Kämpfe und Siege, seine Staatskunst und seine Regierungsmaßregeln betrachtet und seinen Charakter aus seinen Handlungen kennen gelernt. Wenn wir die Flecken, welche auf demselben haften, nicht übersahen, so verlangt es die Gerechtigkeit, auch anzuerkennen, wie diese gewaltige Herrschernatur, je mehr glückliche Erfolge sie errang und je näher sie dem hohen Ziele kam, um so mehr auch mit riesiger Willenskraft dahinstrebte, eine innere Neugestaltung der von ihm geeinigten Völkerwelt durch Entwüstung der Geister wie des Bodens, durch Aussaat von Bildung und Gesittung zu erschaffen. Karls rastloser Thätigkeitstrieb fand inmitten steter Kriege noch Zeit genug, die ungeheuere schöpferische Aufgabe, welche vor ihm lag, zu ergründen und zu verwirklichen. Seine Meierhöfe sollten gleichsam das Muster der Landwirthschaft für Jedermann im ganze Reiche seyn; er selbst überwachte den Betrieb derselben bis in's Kleinste und dem Manne, dessen Herrscherblick die Völker-

verhältnisse von der Eider bis zum Ebro und von den Rheinmündungen bis zur Theiß überschaute, war es nicht zu gering, Feld- und Gartenbau, Geflügel- und Bienenzucht zu beachten. Sein Wille zwang die Natur, wie die Menschen; auf seinen Befehl wurden Sümpfe getrocknet, Wälder gelichtet, der gewonnene Boden urbar gemacht. Wie hoffnungsreiche Saaten aus dem der Wildniß abgerungenen Grunde, — so erwuchsen Ansiedelungen rings um die schützenden Konigspfalzen, rings um die Bischofssitze, Stifts- und Klosterkirchen. Solche Gebäude, zu welchen auch die Wallfahrtsorte gehörten, wurden die Hauptpunkte für den Verkehr und Waarenabsatz im Reich; war dort beim jährlichen Feste zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche oder zur Ehre des Schutzheiligen der Meßgottesdienst zu Ende, bei welchem sich die Bevölkerung von nah und fern versammelte, so begann der Jahrmarkt, der denn auch von der Messe den volksüblichen Namen entlehnte. —

Zwei große Straßen des Welthandels durchzogen des Kaisers Reich; die eine schlang sich von Konstantinopel, der Schwelle Europa's und Asiens, nach der Donau hin, folgte dem Lauf dieses Stroms bis hinauf nach dem Hauptstapelplatz Lauriacum (Lorch) an der Ennsmündung, von dort nach Regensburg; von da spaltete sie sich in zwei Züge, deren einer weiter der Donau stromaufwärts folgte, während der andere über Forachheim (Forchheim) und Erfurt in den Norden eindrang. Verband diese erste Straße Deutschland mit dem Morgenlande, welches ihm seine Gewürze, seine kostbaren Seidenstoffe, seine Gold- und Silbergeräthe und edlen Steine sandte, so bildete der Rhein die Richtung der zweiten Hauptstraße, welche Italien durch die Schweiz mit dem Norden verband. Da waren Straßburg, Speier und Worms die Hauptstapelplätze und Mainz der Knotenpunkt, von welchem aus ein Zug den Rhein hinab-, ein anderer den Main hinaufführte; für den Niederrhein war Köln ein Hauptstapelplatz; zu Wyk de Duurstede aber verband sich der Rheinhandel mit der Küstenstraße, die aus

dem Norden, von Schleswig her dahin und von dort aus wieder bis zur Seinemündung führte. Rhein und Donau zu verbinden, war (wie bereits erwähnt worden) Karls Absicht; doch wurde das begonnene Werk nicht vollendet. Ein anderes, dessen Ausführung 10 Jahre gekostet und welches Jahrhunderten trotzen zu können schien, eine auf den Grundlagen alter römischer Steinpfeiler von Holz erbaute Brücke über den Rhein bei Mainz, wurde binnen 3 Stunden durch eine Feuersbrunst zerstört.

Die Kunst, deren herrliche Denkmale aus der Römerzeit Karl in der alten Kaiserstadt Rom und in Italien kennen gelernt, sollte nach seinem Willen auch in Deutschland ähnliche erschaffen; er berief fremde Künstler in unser Vaterland, ließ aus Italien Säulen und Bildsäulen kommen und verwendete seine Schätze, um an den Orten, wo er am liebsten die hohen Kirchenfeste feierte, Hof hielt und Reichs- und Hoftage veranstaltete, prachtvolle Paläste und Kirchen zu erbauen. So erhoben sich Kaiserpfalzen in Ingelheim, in Nymwegen und in Aachen, wo er um der warmen Quellen willen mit besonderer Vorliebe lebte. Von der Kaiserpfalz zu Ingelheim wird berichtet, daß hundert Säulen die Decke trugen und daß an den Wänden Bilder prangten, welche Gegenstände aus der Weltgeschichte darstellten, — von jener zu Aachen, daß sie reich mit Marmor und kunstvoller musivischer Arbeit verziert war; dort legte er auch ein Bad an, worin wohl für 100 Schwimmer Platz genug war. In Aachen gründete er im Jahre 796 die Marien- oder Münsterkirche, in welcher wir noch heute — wenn auch mannigfach verändert — die Kunstrichtung jener Zeit wahrnehmen. Der Bau wurde von dem Abt Ansigis von St. Vandrille bei Rouen geleitet und im Jahre 804 vollendet; Papst Leo weihte die Kirche ein. Zum Muster war die Vitaliskirche in Ravenna, ein Werk des Ostgothenkönigs Theodorich, genommen; von Ravenna ließ Karl auch Säulen und Zierrathen, ja selbst Theodorichs Reiterbildsäule herbeischaffen. Die Marienkirche zu Aachen ist ein Achteck

von 50 Fuß im Durchmesser und 100 in der Höhe, dessen Wände von 8 viereckigen Pfeilern getragen werden, mit einem 16seitigen Umgang, welcher sich um 30 Fuß niedriger in 2 Stockwerken erhebt und an der Ostseite eine gleichfalls in 2 Stockwerke getheilte Chor-Nische, an der Westseite eine Vorhalle mit 2 Seitenthürmen hat. Bei dem unteren Umgang, welcher mit kleinen niedrigen Kreuzgewölben bedeckt ist, sind von Pfeiler zu Pfeiler kräftige Bogen geschlagen; bei dem von hohen Bogen geschlossenen oberen Umgang sind je 2 Säulenpaare übereinander angebracht. Ueber dem Dach der Umgänge erhebt sich dann das Achteck des Mittelbaues mit 8 Fenstern. Die Form, in welcher dieser Kirchenbau und mancher andere aufgeführt, war ursprünglich wohl der runden der römischen Grabmäler nachgebildet und vorzugsweise im byzantinischen Reiche üblich, indem man den größeren inneren Raum einer Kirche rund oder 8eckig anlegte und mit einer Kuppel überwölbte. Eine andere Bauform der christlichen Kirchen, welche vorzugsweise in Italien üblich, war den altrömischen Kauf- und Gerichtshallen (Basiliken) nachgebildet: ein länglicher Raum, an der Ostseite geschlossen mit einer halbrunden Nische, wo sich früher ein erhöhter Platz für den Richter befunden hatte und welcher jetzt für den Altar und die Sitze der Geistlichen bestimmt war, wurde der Länge nach durch 2 oder 3 Säulenreihen in 3 oder 5 Abtheilungen (Schiffe genannt) geschieden, deren mittleres höher als die anderen war und die Dachbalken trug; dadurch, daß man zwischen der halbrunden Nische und den Schiffen meistens einen freien Raum von der Breite des Mittelschiffes anlegte, erhielt das Gebäude die Form eines ungleichschenklichen Kreuzes; unter der Nische befand sich das gewölbte Grab des Heiligen. Diese Bauform, welche man die romanische nennt, kam bei den Franken schon frühzeitig auf und trat in der Folge immer mehr an die Stelle der zuerst erwähnten. Sie entwickelte sich durch Hinzufügung eines neuen Bautheiles, der Glockenthürme.

Mit gleicher Vorliebe wie die Baukunst, förderte Karl

auch die Bildhauer- und Malerkunst, welche gleichfalls das Gepräge theils italienischer, theils aber und zwar noch mehr byzantinischer Vorbilder an sich trugen. Die Letzteren verbreiteten sich insbesondere in Folge des Umstandes, daß im griechischen Reiche im 8. Jahrhundert der kirchliche Bilderdienst, welcher bis dahin dort in voller Blüthe stand, verworfen, die Bilder aus den Kirchen entfernt und die Künstler, um der Verfolgung zu entgehen, genöthigt wurden, sich aus der Heimath zu entfernen und nach dem Abendlande zu wenden. Diese byzantinische Bildkunst war übrigens im tiefsten Verfall, sie entbehrte der Erfindung und der Naturwahrheit, die Gestalten, welche sie in Stein oder Farbe darstellte, waren gleichsam nur Zeichen für geheiligte Gegenstände und an diesen Zeichen trug man Bedenken auch nur die geringsten Aenderungen vorzunehmen, welche der Ueberlieferung widersprachen; was solchen Werken der niedrigsten Kunststufe an Ebenmaß, Schönheit, Ausdruck und Leben fehlte, das suchte man dann durch die größtmöglichste Vollendung der äußerlichen Arbeit und durch die Pracht der Farben und des Goldes zu ersetzen. Vortheilhaft zeichnete sich vor dieser byzantinischen Richtung die italienische aus, welche, obgleich auch die Anzeichen des verkommenen Geschmacks tragend, dennoch in Zeichnung und Ausdruck, wie sogar in Entlehnung heidnischer Sinnbilder an die bessere Zeit des Alterthums erinnerte. So wurde die bildende Kunst nicht nach den Mustern der ewig schönen griechisch-römischen Meisterwerke, sondern nach geistlosen Vorbildern einer späteren Zeit auf deutschen Boden verpflanzt. Bildhauerkunst und Malerei standen, wie überall, so auch in Deutschland zunächst im Dienst der Religion; Gemälde schmückten den Altarraum, die Wände und Gewölbe, musivische Arbeiten den Fußboden; Bilder verzierten die Evangelien- und Psalmenbücher; Doppeltafeln (Diptychen) mit elfenbeinener Schnitzarbeit, wie sich die prachtliebenden Römer des Alterthums derselben zur Briefbewahrung bedient hatten, wurden zum Schmuck auf

den Altar gestellt, wo man von Zeit zu Zeit die im Inneren derselben enthaltenen Namen von Märtyrern und Heiligen oder von frommen Verstorbenen, von Geistlichen und Wohlthätern der Kirche an bestimmten Tagen unter Gebetbegleitung vorlas; aus diesen Doppeltafeln sind später die Altarbilder entstanden, indem man die Flügel vergrößerte und innen mit Malereien versah. Auch die Schreine für Reliquien, welche in der Kirche öffentlich zur Verehrung aufgestellt wurden, waren ein Gegenstand der Kunst, ebenso die zahlreichen kirchlichen Geräthe, wie die Leuchter, die Rauchgefäße, die Kelche und die Gefäße zur Aufbewahrung der geweihten Hostie, ferner die Kanzeln, die Taufsteine, die Stühle der Bischöfe und der Geistlichen.

Auch die Tonkunst, besonders die kirchliche, war ein Gegenstand, auf welchen Karl seine Aufmerksamkeit wendete. Um den Kirchengesang zu veredeln, erbat er sich vom Papste Hadrian 2 der besten italienischen Kirchensänger, welche dann in Metz und in Soissons Schulen der römischen Gesangkunst gründeten.

Karl schätzte und pflegte auch die Wissenschaften und fand es seiner hohen Stellung nicht unwürdig, noch im reiferen Alter die Mängel der Erziehung durch Lernen zu verbessern. Er mühte die an's Schwingen des Schwertes gewöhnte Rechte zur Führung der Feder ab und lernte die Sprache, in welcher Homer und Pindar gedichtet, Sokrates Plato und Aristoteles gelehrt; der lateinischen, welche nicht bloß die allgemeine Kirchensprache war, sondern in welcher auch die Volksrechte sowie die Capitularien niedergeschrieben wurden, war er wohl kundig. Im Gefühl seines Herrscherberufes, welcher auch das kirchliche Gebiet umfaßte, gab er sich theologischen Wissenschaften hin; die berühmte Schrift des Augustinus von der Gottesstadt war sein Lieblingsbuch; er überwachte Glaubenssätze und Glaubensbekenntniß, Gebete, Predigten und Taufformeln. Von weltlichen Wissenschaften schätzte er besonders Geschichte und Sternkunde. Der Vervielfältigung der Bü-

cher durch Abschriften (eine Beschäftigung der Mönche) widmete er nicht geringe Sorgfalt; er selbst legte eine Bücherversammlung an. Aus Nähe und Ferne berief er tüchtige Gelehrte, wie Alcuin aus England, Peter von Pisa, den Longobarden Paul Warnefried, Riculf von Mainz, Adelhard von Corbie, Theodulf, Angelbert, Eginhard (seinen Geschichtschreiber), an seinen Hof, versammelte sie um sich in traulichem Kreise und lernte gern von ihnen.

Ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Schule, deren Leitung sich damals noch ausschließlich in der Hand der Geistlichkeit befand. Zur Förderung der Schulen erließ er eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen, welche theils die Errichtung von solchen in den einzelnen Bisthümern und Klöstern, sowohl für den Volksunterricht als auch für die Ausbildung tüchtiger Geistlichen, theils die Bücher betrafen; so entstanden die Schulen zu Paris und Tours, wo Alcuin, zu Fulda, wo dessen Zögling Hrabanus Maurus seit 804 lehrte, zu Osnabrück, zu Zürich und zu Aachen; der Kaiser verschmähte es nicht, der Prüfung der Jugend beizuwohnen, die Fleißigen zu ermuntern und die Trägen zu tadeln.

Ob nun auch das Lateinische die allgemeine Kirchen- und Gesetzessprache für das aus so verschiedenen Nationalitäten bestehende Reich war, so nahm sich Karl doch der deutschen Sprache in dem Bewußtseyn, daß eben das deutsche Volksthum der Ausgang der Macht und Größe seines Geschlechts, der Schwerpunkt seines Reiches und der Träger des Rechts auf das Kaiserthum sey, mit voller Entschiedenheit an. Die deutsche Sprache kam nun allmählig bei Urkunden und Rechtshandlungen vor, wir besitzen noch heute ein deutsches Sprachdenkmal aus jener Zeit, den Eid, welchen Pfarrgeistliche bei ihrer Einsetzung in's Amt dem Bischofe schwuren. Katechismus und Katechismusrede, Homilie und Predigt sollten (so gebot Karl zu verschiedenen Malen auf's Dringendste) in der Volkssprache (also für

Deutsche in deutscher) vorgetragen werden. So angelegen war Karl die Pflege der deutschen Sprache, daß er selbst ein Lehrbuch derselben, sowie ihre Reinigung und Bereicherung versucht haben soll. So bedeutsam erschien ihm der deutsche Volksgesang, daß er — ungeachtet der Abneigung der Geistlichkeit gegen denselben, — die uralten deutschen Heldenlieder, welche sich in mündlicher Ueberlieferung erhalten hatten, niederschreiben, sammeln und aufbewahren ließ. Diese großartige und wichtige Anregung, welche von dem Kaiser ausging, verfehlte ihre nächste Wirkung auf die Geistlichkeit nicht; den entschiedenen Willen des Mächtigen ehrend, gab sie ihren bisherigen Haß gegen die deutsche Volksdichtung auf und schenkte derselben ihre Aufmerksamkeit. Gleichwohl wäre solche Gunst für deren Erhaltung unzureichend gewesen, wenn nicht eben das Volk selbst, in schlimmen wie in guten Tagen, mit unerschütterlich treuer Liebe dies sein innerstes Eigenthum, dies sein einziges Kleinod, das ihm von seinem ursprünglichen Leben frisch und unversehrt geblieben, bewahrt und in sich verjüngt hätte.

Diese stille Thätigkeit unseres Volkes ist zu wichtig, als daß wir sie nicht genauer in's Auge fassen müßten; sie ist gleichsam als der tief im Inneren desselben vollbrachte Abschluß der Völkerwanderung zu betrachten, gleichwie die Errichtung des germanisch-römischen Kaiserthums diesen Abschluß äußerlich darstellt.

Gewaltig waren die Eindrücke, welche die ungeheuren Geschicke der Völkerwanderung in den Gemüthern jener deutschen Stämme hinterlassen hatten, welche dieselben überdauerten; aber auch die im Norden wohnenden und von der Völkerwanderung unberührt gebliebenen, auch selbst die skandinavischen Stämme erfaßte die tiefe Mitleidenschaft, sowie die Ueberlieferung von den großen Völkerkämpfen, von den erschütternden Völkeruntergängen zu ihnen drang; wie wenn ein Glied des Körpers durch der Nerven wunderbare Verästung den Schmerz empfindet, den ein anderes durchzuckt,

so bezeugte diese Mitleidenschaft in den verschiedenen Stämmen, daß sie eines einzigen gewaltigen Körpers Glieder. In welcher Weise wurde nun die Ueberlieferung der Ereignisse von den Ufern des Po und der Etsch, des Rheins und der Donau zu den Küsten der Nordsee verpflanzt; in welcher Weise erneuerte sie sich von Geschlecht zu Geschlecht? Den naturwüchsigen Germanen ward sie zum Liede; die Sangeslust erfaßte die einzelnen Kunden, gestaltete sie in frischer und freischöpferischer Thätigkeit um und trug sie weiter. Der wandernde Sänger brachte die Namen der Helden, brachte die einzelnen Ereignisse, wie der Volksgeist sie aus seiner Anschauung dichterisch wiedergeboren, von Stamm zu Stamm; im „Singen und Sagen" reihten sich dann die einzelnen Mähren allmählig, ohne künstlerische Vorabsicht, naturgemäß nach einer gewissen inneren Verwandschaft der Stoffe aneinander und so erwuchs im Volksbewußtseyn aus der Geschichte — die Heldensage. Vom Süden, dem geschichtlichen Boden, drang sie nach dem Norden, wo noch die alte Göttersage in frischer Herrlichkeit schimmerte; beide näherten und vereinigten sich. Die Gestalten der neuen, aus der Geschichte entsproßten Heldensage, die Träger geschichtlicher Namen und geschichtlicher Thatsachen traten mit jenen der alten Göttersage in die engste, fortan unlösbare Verbindung. Aber auch die einzelnen Sagen der verschiedenen Volksstämme, der Franken, der Burgunder, der Ostgothen flossen allmählig in einen Kreis zusammen, und ihre Schwingungen berührten wenigstens auch jene, welche sich gesondert erhielten, den sächsisch-normannischen und den longobardischen. So tönte endlich in der mit der Göttersage verschmolzenen Heldensage der erste Klang eines einheitlichen Volksgefühls, eines volksgeschichtlichen Bewußtseyns. Zunächst war es der aus der nordischen Göttersage von den Niflungen und aus den neuen Heldensagen der Franken, Burgunder und Ostgothen entstandene große Sagenkreis, welcher zwar noch nicht in einem äußerlichen, aber doch bereits in einem innerlichen

Zusammenhang als lebendiger Ausdruck jenes Gefühls und Bewußtwerdens erschien.

Die bedeutendsten Gestalten, welche in den einzelnen Mähren dieses großen Sagenkreises sich sammelten, waren einerseits die geheimnißvollen, in übermenschlicher grauenhafter Größe einherschreitenden der nordisch-germanischen Götterwelt, andererseits die geschichtlichen des völkergewaltigen Hunnenkönigs Attila, des Burgunderkönigs Gundaker und des Ostgothenkönigs Theodorich. Die altheidnischen Stoffe: der Untergang Sigurdhr's, der Fluch des der Unterwelt angehörenden Goldes, der sich in der Greuel blutigen Kette erfüllt, bis der Hort menschlichem Erreichen wieder entzogen ist, — verwuchsen mit den geschichtlichen Ereignissen der Völkerwanderung, mit den Kämpfen zwischen Odoaker und Theodorich und der Vernichtung der Burgunder unter Gundaker durch Attila; an beide Hauptereignisse rankten sich wieder die Ueberlieferungen von Ermenrich (Hermanarich), dem Ostgothenkönig, und vom Siege der Sachsen über die von den Franken bedrängten Thüringer mit Irmenfried (Irnvrit) und Iring. In der die geschichtlichen Ereignisse frei umdichtenden Heldensage wurde Theodorich von Verona, der große Ostgothe, zum riesigen, vielgeprüften „Dietrich von Bern", wurde Hermanarich aus dem Geschlecht der Amaler zu dessen Oheim Ermenrich und Odoaker (im Volkslied „Sibich" genannt) zu dieses Ermenrichs ungetreuem Rath, der ihn verleitet habe, Theodorich aus Italien zu vertreiben; seines Erbreiches beraubt, sey Theodorich zum Hunnenkönig Attila geflohen, nach langen Jahren mit großer Heereskraft wiedergekehrt und in einem neuen Kampf mit Odoaker bei Ravenna (in der „Rabenschlacht") abermals unterlegen. Die Sage machte ferner Hermanarich, Attila und Theodorich zu Zeitgenossen; sie verwandelte Irnvrit und Iring in Dienstmannen des Hunnenkönigs und dichtete den Untergang Gundakers durch

Attila, sowie die spätere Unterwerfung der Burgunder durch die Franken in eine Vernichtung derselben fern von der Heimath, im Hunnenreiche, um. Der schöne und starke Sigurdhr der altheidnischen Sage war eigentlich der freudige, siegreiche „Sonnen-, Tages- und Frühlingsgott" gewesen, die von der Waberlohe umschlossene, durch des Schlafdorns Stich in Zauberschlaf versenkte*) Walkyrie, welche er erlöst, die Erdenjungfrau, von der er nach kurzer Brautlust geschieden; ihm ward das der Unterwelt entnommene Gold, die Mordsühne, vom Fluch des Todesgottes belegt, zum Verderben; seine Mörder waren die Niflungen, die Geister aus der Todtenwelt, die alles Lebende zu sich in die dunkele Tiefe hinabzieht; dies war die eigentliche, ursprüngliche, die religiöse Naturanschauung der Germanen in großartigen Bildern ausdrückende Bedeutung unserer urältesten Sage. Sowie sie sich mit der ausgeschichtlichen Ueberlieferungen entstandenen Heldensage verschmolz, wurde aus dem Gott der Held Siegfried, aus der Walkyrie Brunhilde, die Heldenjungfrau, aus den Niflheimern grimme Helden; so wurde auch der gewaltige Gott Thor zum Helden Dietrich; — menschliche Leidenschaften, Liebe und Haß, Habsucht und Eifersucht und dazu noch das germanische Treueverhältniß zwischen Gefolgherrn und Mannen traten an die Stelle der geheimnißvollen Naturnothwendigkeit, und die ungeheueren Geschicke erschienen nicht mehr als das blutige Gewebe des dunkelen Verhängnisses, sondern als die Folgen der mit Bewußtseyn und freiem Willen begangenen Thaten.

So entsprach der Umwandlung der heidnischen Götterssage in die germanische Volksgeschicke erfassende Helden-

---

*) Dieser bedeutsame Bestandtheil der Göttersage hat sich noch bis zur heutigen Stunde in dem lieblichen Volksmährchen vom „Dornröschen" erhalten, welches, durch den Spindelstich (den Stich des Schlafdorns) verzaubert und von Dornen umwachsen, schläft, bis ihm der Erlöser kommt.

sage zugleich der Uebergang der alten Weltanschauung in eine neue; das eigenthümliche Gepräge der Uebergangszeit gibt sich in der Nibelungensage durch die Beibehaltung altheidnischer Grundzüge und christlicher Fassung kund. Wir werden später am geeigneten Orte die volksdichterische Vollendung jener uralten Sage betrachten; hier machen wir jedoch darauf aufmerksam, wie die Namen der alten Götter-sage, deren jeder seine Bedeutung hat, auf Namen von geschichtlichen Personen übertragen wurden, welche zugleich Volksstämme vertraten. So wurde Gunnar (d. h. Krieger) in den Burgunderkönig Gundaker (Günther) verwandelt, Atli (d. h. Ahn, Großvater) in den Hunnenkönig Attila, Jormunrekr in Hermanarich, von welchen bereits die durch Jornandes aufbewahrte gothische Sage meldete; Siegfried (Sigurdhr, d. h. Siegwart) erschien nun als Vertreter der niederrheinischen Franken, Hagen (Högni) als Dienstman der Burgunder.

Die älteste Dichtung aus der Heldensage, welche uns — wenigstens in Bruchstücken — erhalten worden, ist das Hildebrandslied. Sowie es uns vorliegt, wurde es in dem 8. Jahrhundert von 2 Mönchen zu Fulda nach älteren Ueberlieferungen in hessischer Mundart niedergeschrieben. Den Inhalt desselben bildete die Zwiesprache und der Zweikampf des alten Hildebrand mit seinem Sohne Hathubrand. Hildebrand, aus dem Geschlecht der Wölfinge, Dietrichs von Bern Dienstmann und Waffenmeister, war mit seinem Herrn, der vor Otachers (Odoakers) Haß entwichen, 30 Jahre lang fern von der Heimath, wo er die Hausfrau und das unerwachsene Kind zurückgelassen, beim Hunnenkönig Etzel gewesen; als nun Dietrich seine Feinde besiegt und in sein Reich zurückkehrte, da kam auch der alte Hildebrand wieder und fand an der Grenze seinen Sohn Hathubrand, der ihn nicht kannte, sondern, weil Seefahrer ihn todt gesagt, für einen Betrüger hielt, und ihm den Eingang wehrte; Hildebrand suchte den Sohn vom Streite abzuhalten und bot ihm als Gabe gol-

dene Armringe; aber der Sohn wies sie zurück und drängte zum Kampf; da warfen Beide, Vater und Sohn, zuerst die Eschenlanzen wider einander, dann griffen sie zu den Steinäxten und hieben grimmig auf die weißen Schilde.

Das Lied lautet also:

(Wortgetreue Uebersetzung.)

„Ik gihôrta dhat seggen,
dhat sih urhêttun

aenôn muottin
Hiltibraht enti Hadhubrant
untar herjun tuêm.
Sunufatarungôs
irô saro rihtun
garatun sê irô gûdhamun,

gurtun sih irô suert ana,
helidôs, ubar hringâ,

dô siê to derô hiltju ritun.
Hiltibraht gimahalta:
her was hêrôro man,
ferahes frôtôro;
her frâgên gistuont
fôhêm wortum,
huuer sin fater wâri
firêô in folche.

. . . . . .

„eddo huelihhes cnuosles du sis.
Ibu du mî aenan sagês,
ik mî dê ôdrê wêt,
chind in chunîngriche,
chûd ist mî al irmindeot".
Hadubraht gimahalta,
Hiltibrantes suuu:
„Dat sagêtun mî
ûserê liutî:
altê anti frôtê,
deâ êr hina wârun,

dat Hiltibrant haetti min fater;
ih heittu Hadubrant.
Forn her ôftar giweit,

Ich gehörte das sagen,
daß sich erhießen (d. h. herausforderten)
zu einem Zweikampfe
Hiltibracht und Hadhubrand
unter Heeren zweien
Sohn und Vater zusammen
ihre Panzer richteten,
gerbten (d. h. bereiteten) sie ihre Schlachtkleider,
gürteten sich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Ringe (nämlich die der Kampfkleider),
da sie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibracht sprach:
er war der mehrere Mann,
des Geistes der klügere;
er zu fragen gestand (d. h. begann)
mit wenigen Worten,
wer sein Vater wäre
der Männer im Volke.

. . . . . .

„oder welches Geschlechts du seyst.
Wenn du mir Einen sagst,
ich mir die Andern weiß:
Du Kind, im Königreiche
kund ist mir alles Erdenvolk".
Hadubracht sprach,
Hiltibrants Sohn:
„Das sagten mir
unsere Leute,
alte und kluge,
die eher von hinnen (d. h. gestorben) waren,
daß Hiltibrant hieß mein Vater;
ich heiße Hatobrant.
Vordem er ostwärts zog,

Die Punkte bedeuten Lücken in der Handschrift.

flôh her Otachres nîd,
hina miti Theotrîhhe
enti sinerô deganô filu.
Her furiaet in lante
luttila sitten
prût in bûre,

barn unwahsan,
arbeolaosa;
(her raet ôstar hina), dêt.

Sid Dêtrîhhe
darbâ gistuontun
fateres mines,
dat was sô friuntlaos man.
Her was ôtachre
ummet tiuri,
deganô dechisto,
unti Deotrichhe
darbâ gistôntun.
. . . . . .

Her was eô folches at ente;
imo was eô fehta ti leop.
Chûd was her
chônnêm mannum;
ni wânju ih, iu lib habbê.

. . . . . .

Wittu, irmingot,
obana ab hevane,
dat du nêo dana halt
mit sus sippan man
dinc ni gileitôs".

. . . . . .

Want her dô ar arme
wantanê bougâ,
cheisuringû gitân,
sô imo sê der chuning gap,
Hûneô truhtîn:
„Dat ih dir it nu bi huldi gibu".
Hadubraht gimâlta,
Hiltibrantes sunu:
„Mit gêrû scal man
geba infâhan,
ort widar orte.
Dû bist dir, altêr Hûn,
ummet spâhêr;

floh er Otachers Neid,
von hinnen mit Theodorich
und seiner Degen viele.
Er verließ im Lande
klein sitzen
die Braut (Frau) im Bauer (d. h. Gebäude, Haus)
ein Kind unerwachsen,
erbelose,
er ritt ostwärts von hinnen, und das Volk.
Seither dem Dietrich
Darbungen (d. h. Verlust) entstanden
meines Vaters,
das war ein so freundeloser Mann.
Er war dem Otacher
unmäßig theuer,
der Degen (d. h. Helden) liebster,
bis dem Dietrich
Darbungen entstanden.
. . . . . .
Er war ja am Ende (d. h. an der Spitze) des Volks,
ihm war ja Gefecht zu lieb.
Kund war er
kühnen Männern;
nicht wähne ich, daß er noch Leib (Leben) habe.
. . . . . .
Wittu, Menschengott,
oben ab dem Himmel,
daß du nie noch mehr
mit so verwandtem Manne
Ding (d. h. Kampf) geleitetest".]
. . . . . .
Wand er da vom Arme
gewundene Spangen
aus einem Kaiserringe gemacht,
sowie ihm sie der König gab,
der Hunnen Herr:
„daß ich es dir nun mit Hulde gebe".
Hadubracht sprach,
Hiltibrantes Sohn:
„Mit dem Gere soll
man Gabe empfahn,
Spitze wider Spitze.
Du bist dir, alter Hunne,
unmäßig spähend (d. h. schlau),

spenis mih
mit dînêm wortun, wili mih
dînû sperû werpan;
pist alsô gialtêt man
so du êwîo inwit fôrtôs.
Dat sagêtun mi
sêolidantê
westar ubar wentilsaeo,
dat man wîc furnam:
Tôt ist Hiltibrant
Heribrantes suno!"
Hiltibraht gimahalta;
Heribrantes suno:
„Wela gisihu ih
in dînêm hrustim,
dat du habês hême
hêrron gôten,
dat du noh bi desemo rîche
reccheo ni wurti
. . . . . .
Welaga nu, waltant got!
wêwurt skihit!
ih wallôta sumarô
enti wintrô sehstic,
dâr man mih eô scerita
in folc sceotanterô,
sô man mir at oure ænîgeru
banun ni gifasta.
Nu scal mih suâsat
chind suertû hauwan,
bretôn mit sinû billjû
eddo ih imo ti banin werdan.
Doh maht du nu aodlihho,
ibu dir dîn ellen taoc,
in sus hêremo man
hrusti giwinnan,
rauba birahanen,
ibu du dâr ênîc reht habês".
. . . . . .
„Der sî doh nu argôsto
ôstarliutô,
der dir nu wiges warnê,
nu dih es sô wel lustit.
Gûdea gimeinûn
niusê dê môtti,
hverdar sih derô hregilô

spannest mich
mit deinen Worten, willst mich
mit deinem Speere werfen;
bist also gealterter Mann,
wie du ewigen Betrug führtest.
Das sagten mir
Seefahrende
westwärts über den Wendelsee*),
daß ihn Schlacht wegnahm:
Todt ist Hiltibrand,
Heribrantes Sohn".
Hiltibracht sprach,
Heribrantes Sohn:
„Wohl gesehe ich
an deinen Rüstungen,
daß du habest daheim
einen Herren gut,
daß du noch bei diesem Reiche
Abenteurer nicht wurdest
. . . . . .
Wehe nun, waltender Gott!
Wehschicksal geschieht!
Ich wallete der Sommer
und Winter sechszig
da man mich immer schaarte
in's Volk der Schießenden,
so wie man mir in einiger Burg
den Tod nicht festhielt.
Nun soll mich mein eignes
Kind mit dem Schwerte hauen,
hinbreiten mit seinem Stahle,
oder ich ihm zum Tödter werden.
Doch magst du nun leichtlich,
wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne
Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten,
wenn du dazu einiges Recht hast".
. . . . . .
„Der sey doch nun der ärgste
der Ostleute,
der dich nun des Kampfes warne,
nun dich es so sehr gelüstet.
Kampf gemeinsamen
genieße und die Begegnung,
wer von beiden sich der Gewänder

*) Das mittelländische Meer.

hiutû hruomen muotti,	heute rühmen müſſe,
erdo d· serô brunnônô	oder dieſer Brünnen (d. h. Panzer)
bêderô waltan“.	beider Gewalt haben“.
Du laettun se ærist	Da ließen ſie erſt
askim scrîtan,	mit Eſchen ſchreiten,
scarpên scûrim,	mit ſcharfen Schauern,
dat in dêm sciltim stont.	daß es in den Schilden ſtand.
Do stôptun to samane	Dann ſchritten ſie zuſammen,
staimbort chludun;	die Steinäxte erklangen;
hewun harmlicco	ſie hieben verderblich
hvittê scilte,	weiße Schilde,
unti im irô lintûn	bis ihre Schilde
luttilô wurtun	klein wurden
giwigan miti wâbnum“.	gemacht mit den Waffen.
• • • • • • •	

Hier bricht das alte Lied ab; doch wir kennen den Ausgang des Zweikampfes aus ſpäteren Umdichtungen, welche Jahrhunderte lang im Volksmunde fortlebten: der greiſe Held beſiegte ſeinen Sohn, doch tödtete er ihn nicht.

Wir haben geſehen, wie der Volksgeiſt die großen Ereigniſſe der Völkerwanderung und die hervorragendſten Heldengeſtalten aus jener Zeit in freier und eigenthümlicher Anſchauung erfaßte und ſich in der Heldenſage ebenſo ſehr die bedeutſamſten Reſte ſeines Lebens und Glaubens bewahrte, als er ſich in ihr des nationalen Zuſammengehörens bewußt ward, während gleichzeitig die Verbindung der deutſchen Stämme zu einer Reichseinheit durch die Waffenthaten der Franken errungen und durch Karl den Großen vollendet ward. Noch war die Freude der Sieger einerſeits und der Schmerz der Beſiegten anderſeits zu lebhaft, als daß Beide innere Ruhe zum Sinnen über die Größe und Bedeutung der vollbrachten Aufgabe finden konnten. Aber in allen deutſchen Stämmen war der tiefe Eindruck der Ereigniſſe geblieben und die Vorſtellung von der Größe jenes Mannes, in welchem ſie den Träger derſelben erblickten, wuchs immer höher in der Anſchauung der ſpäteren Geſchlechter. Der Volksgeiſt, nachdem er die Geſchichte der Völkerwanderung in Heldenſage umgedichtet, raſtete nicht in ſeiner Thätigkeit und bezeugte durch ſie ſeine eigene

reiche Entwickelung, indem er jene große Umgestaltung, welche durch Karl den Großen sich vollendet, in einer selbstgeschaffenen sagenhaften Geschichte dieses Mannes sich zum Bewußtseyn brachte.

Karl, der Begründer des auf Deutschland haftenden heiligen Kaiserreiches, erschien in der Heldensage als das Haupt der Christenheit, als der siegreiche Vorkämpfer des Kreuzes, als der Bruder des Papstes Leo; ja, wie Christum die 12 Apostel umgaben, so schilderte ihn die romanische Heldensage im Kreise von 12 Heeresvflegern, und Judas Iscarioth erhielt sein Abbild in dem Verräther Ganelon, durch dessen Schuld der Markgraf Ruotland mit seinen Mannen im Thale Roncesvalles den Märtyrertod durch die Heiden (Mauren) gefunden. Die deutschen Heldenlieder von Karl dem Großen sind übrigens verloren gegangen, doch haben sich die Stoffe derselben in romanischer Umbildung erhalten und sind dann später durch Uebersetzung der Letzteren wieder in Deutschland aufgetaucht. — Die spätere deutsche Volkssage faßte Karl als den nicht gestorbenen, sondern bloß in einen Berg entrückten unsterblichen Hüter des deutschen Volkes, als Lenker seiner Schlachten auf; als solcher trat er an die Stelle des altheidnischen Heervaters Wuodan, dessen Namen noch Gudensberg in Niederhessen trägt. Eine niederhessische Sage von Karls Entrückung in den Berg lautet also: „Karl war mit seinem Heer in das Gebirge der gudensberger Landschaft gerückt, siegreich, wie Einige erzählen, nach Anderen fliehend, von Morgen her (aus Westphalen); die Krieger schmachteten vor Durst, der König saß auf schneeweißem Schimmel*); da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und schlug einen Stein vom Felsen, aus der Oeffnung sprudelte die Quelle mächtig. Das ganze Heer wurde getränkt. Diese Quelle heißt Glisborn, ihrer kühlen klaren Fluth mißt das Landvolk größere Reinigungs-

*) Odhinn-Wuotan ritt auch auf einem weißen Roß.

kraft bei als gewöhnlichem Wasser. Der Stein mit dem Huftritt, in die gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt, ist noch heute zu sehen. Nachher schlug Karl eine große Schlacht am Fuße des Odenbergs. Das strömende Blut riß tiefe Furchen in den Boden, (oft sind sie zugedämmt worden, der Regen spült sie immer wieder auf), die Fluthen „„wulchen"" zusammen und ergossen sich bis Bessa hinab; Karl erfocht den Sieg; Abends that sich der Fels auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk ein und schloß seine Wände. In diesem Odenberg ruht der König von seinen Heldenthaten aus. Er hat verheißen: alle 7 oder alle 100 Jahre hervorzukommen; tritt eine solche Zeit ein, so vernimmt man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag, der Zug geht an den Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, und verfolgt dann seinen Lauf, bis er, nach vollbrachter Runde, endlich wieder in den Berg zurückkehrt". — Eine andere Sage nennt als Karls geheimnißvollen Aufenthaltsort den Untersberg bei Salzburg. Da sitzt er am steinernen Tische, um den ihm der Bart 2mal schon wuchs; wenn er das dritte Mal herumgewachsen, werde der König erwachen, und seinen Schild an einen Baum auf dem Walserfeld hängen, der schon 3mal umgehauen worden, aber 3mal aus den Wurzeln wieder erwachsen; wenn er wieder grünt, dann kommt das Weltende; auf dem Walserfeld wird eine Schlacht geschlagen, worin die Bösen im ungeheuren Blutbad von den Guten erschlagen werden, der Antichrist erscheint und der jüngste Tag bricht an. — Wer erkennt in dieser Sage unter der christlichen Neugestaltung nicht den uraltheidnischen Kern vom Auszug Wuotan-Odhinns mit seinen Einheriar, den Geistern der im Kampfe gefallenen Helden, mit denen er den Kampf mit den bösen Mächten besteht? So tief wurzelte die ureigene Anschauung in unserem Volk; in der That: sie selbst war jener Baum, der, wenn auch umgehauen, doch immer wieder als neuer emporsproßte.

Der Kaufmann sonst und jetzt.

(Von H. Scherer.)

Sollten heute wieder die alten griechischen Götter unsere Erde beglücken, für ihren Kultus sich Altäre schmücken und Opfer flammen, in der Rangordnung der olympischen Bewohner müßte, das fürchten wir, eine große Umwälzung vor sich gehen. Mit der Dynastie des Zeus Kronion wäre es vorbei, ein Parvenü hätte den wolkenumschatteten Thron eingenommen: Merkurius, der nur ein Bote war und laufen mußte, wohin ihm befohlen wurde, säße jetzt gebietend zu oberst der himmlischen Tafel, das Schwingen seines Stabes regierte ganz anders die Welt als der Donner und Blitzstrahl, welche die nun durch unzählige Assekuranzen gesicherte Menschheit nicht im geringsten mehr fürchtet und des geflügelten Fußes bedurfte es seit der Erfindung der Telegraphie nicht mehr. Auch wäre es nicht nöthig, für den neuen „Vater der Menschen und Götter" erst Tempel zu bauen, die schönsten stehen ihm ja längst bereit und offen — unsere Börsen. Zu seiner bildlichen Darstellung freilich ließen sich des Phidias und Praxiteles Modelle kaum mehr brauchen, es würde dies also eine Aufgabe unserer Künstler seyn, für ihn eine zeitgemäße Gestaltung zu erfinden. Man könnte ja einen Preis darum ausschreiben. Guten Fingerzeig, den ich Konkurrenten nicht vorenthalten will, gibt eine Allegorie im londoner „Punch" vom vorigen Jahr, welche Hudson als Eisenbahnkönig darstellt. Uebrigens ist an Studien aus dem Leben an unseren Börsen ein wahrer **embarras de richesse**. In wiefern sich mit der neuen Majestät das andere Attribut der „langen Finger" verträgt, zu

deren Schutzgott das Alterthum den Götterboten machte, wollen wir nicht weiter untersuchen.

Der Kaufmann sonst und jetzt, — wir wüßten keine zweite Aufstellung, die weiter auseinander läge. Der Dichter sonst und jetzt, der Gelehrte, der Staatsmann, der Feldherr sonst und jetzt, auch da sind Unterschiede und Trennungen, aber man erkennt doch überall die Uebergänge und es fehlt nicht die Vermittelung, mag es damit nun besser oder schlechter geworden seyn. Ganz anders beim Handel. Hier ist nicht sowohl die Rede von einem veränderten Gange der Ideen, von einer anderen Richtung des Geschmacks, vom Wechsel der Systeme, ja selbst nicht einmal von neuen Offenbarungen, socialen und politischen Revolutionen; sie haben zu ihrem Theil allerdings eingewirkt; allein das wichtigste Ereigniß kam von außen und verwandelte den Schauplatz des menschlichen Lebens, indem es ihn verdoppelte. In der einfachen Thatsache, daß die Entdeckung Amerika's die Erde noch einmal so groß machte als zuvor, ist für die Geschichte des Handels der entscheidende Wendepunkt ausgesprochen.

Weder die Staaten- noch Kirchengeschichte läßt sich so scharf und sicher theilen als die Geschichte des Handels. Indem ein Ereigniß eintritt, welches die Erde um ihre Hälfte vergrößert, reichen die alten Bausteine nicht mehr zu; das Haus muß vom Grunde aus umgebaut werden, die neue Schöpfung, welche uns zufällt, ruft neue Mittel und Kräfte hervor. Der ununterbrochene Zusammenhang einer Weltidee wird darum für den feineren Beobachter nicht verloren gehen, denn alle Zukunft findet sich in der Vergangenheit vorbereitet. Seit der Zeit der großen Wasserfluth, welche die Erde neu gestaltete, hat keine politische, physische noch religiöse Umwälzung Statt gefunden, welche auf die gesammte Lage und Bestimmung des Menschengeschlechts mächtiger einwirkte als die Entdeckuug Amerika's und die Oeffnung des großen Weltmeers.

Mit Staunen vernahm die Welt die außerordentliche Kunde. Das Geheimniß von Jahrtausenden lag enthüllt

vor Aller Augen, jene wunderbare Verkettung der Ideen, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert, war an ihrem Ende angelangt, der Ocean überschifft, das Daseyn einer Gegenerde erwiesen. Ein Viertel Erdtheil von unermeßlicher Größe durch alle Zonen gehend trat zu der alten Welt hinzu und rings von den weitesten Meeren umflossen, mußte er die Kultur der Menschheit auf ganz neue Bahnen und Sphären lenken. Noch stehen wir dem Ereigniß zu nahe, aber nach zwei Jahrtausenden wird der Historiker die Theilung zwischen alter und neuer Geschichte mit der Entdeckung Amerika's bezeichnen.

Für unseren Zweck können wir es jetzt schon thun. Der Kaufmann von sonst ist uns nicht allein der Handelsherr von Tyrus und Karthago, ein Pythias und Hanno, ein Hippatus und Arrhian, auch die arabischen Karavanen, die byzantinische Handelsloge, Venedigs und Genua's Galeerenflotte, die florentiner Wechselbank, die Emporien an der Schelde, die hansischen Kontore und die oberdeutschen Kaufmannsstädte, der regensburger Hausgraf, dem der Donauhandel unterstand, so gut wie der große Kaufherr Idrisi aus Damaskus, der bis zum Niger Waaren sendete und holte, die Laskaris wie die Medici, die Peutinger und Welser wie die lübischen Schöffen in Bergen und Nowgorod — sie alle sind in das Sonst begriffen.

Wie lebensvoll und kräftig auch immer die italienischen Handelsstädte auftreten, wie weit die lang verschlossenen Pforten des internationalen Verkehrs sich öffnen, wie am Rhein, die Donau hinab, in der Nord- und Ostsee und über die westlichen Gestade der pyrenäischen Halbinsel Handel und Gewerbe sich verbreiten, Niederlassungen gründen, Beziehungen unterhalten, Bündnisse schließen und aus der finsteren Nacht der Barbarei und der Gewalt des Faustrechts aufklärende Gesittung und Kultur, bürgerliches Zusammenleben in Recht, Sicherheit und Ordnung hervortreten und sich behaupten — Natur und Wesen des allgemeinen Handels bleiben noch durchaus dieselben wie zur arabischen und

byzantinischen, wie zur griechischen und phönicischen Periode. Was anders und neu geworden — Erweiterung der Waarenkunde, Verbesserungen und Erfindungen in der Schifffahrt, Assekuranzen, Banken, Wechsel u. dergl., Alles sehr förderlich, verdienstlich und die neue Periode vorbereitend — war doch nicht genug, um am Wesen des damaligen Begriffs vom Welthandel Entscheidendes zu ändern. Derselbe blieb, wie im Alterthum, vorzugsweise Landhandel, die Schifffahrt Küstenfahrt.

Der Kaufmann von jetzt kennt dagegen diese Beschränkungen nicht mehr. Die größten Hindernisse für den Handel im Alterthum, die weiten Entfernungen und lange Zeitdauer sind überwunden. Seit die Schifffahrt sich von den bisher ängstlich gehüteten Küsten entfernt, auf die offene See sich wagt und mit voller Triebkraft der Winde das Element befährt, das die schnellste und leichteste Verbindung zwischen entfernten Völkern und Ländern gewährt, seitdem ist für einen internationalen Verkehr der Preis gewonnen, seitdem ist der Handel ein eigentlicher Welthandel geworden. Wo eine Gegenerde entdeckt war, hatte man ein Ziel für überseeische Reisen und die direkte Wasserverbindung mit Ostindien brachte dieses vielbegehrte Land, dessen Handel bisher von der Vermittelung einer Zwischenhand abhängig gewesen, zu unmittelbarer Theilnahme aller herrschenden Nationen. In der Konkurrenz des Handels und der Politik entschied jetzt die Seemacht eines kleinen Staates mehr als die Landmacht eines großen. Die ungeheuere Vermehrung in der Zufuhr tropischer Produkte führte ihren Verbrauch bis in die unteren Klassen des Volkes und machte, was bisher Luxus war, zum Bedürfniß.

Kolossal sind die Progressionen zu nennen, in denen seit der Entdeckung Amerika's der Welthandel sowohl nach materiellem Umfange und politischer Macht als nach kulturhistorischer Bedeutung fortgeschritten ist. Seine Wirkungen verbreiten sich jetzt gleichförmig über den ganzen Erdkreis

und man darf wohl sagen, es gäbe ohne eine Geschichte des Handels keine Geschichte der Menschheit. Eine so bestimmte Stellung hat ihm in der alten Zeit ganz gefehlt, er erscheint dort nur als glänzende Episode, an einzelnen Orten und mit einem sekundären Einfluß. Wir erinnern an die Hansa, an die Niederlande und an die italienischen Republiken. Sie leisteten das Höchste, was für ihre Verhältnisse zu leisten war und sind der vollen Auszeichnung werth, die ihnen geworden. Aber wo sie nur die halbe Erde und auch diese nur mit Mühe kannten, mußte ihnen der Stempel der Beschränktheit aufgedrückt bleiben; sie konnten ihre Aufgabe da nur innerhalb eines engen Kreises erfüllen.

Der Handel vertheilt sich jetzt auf mehr Länder und Städte als zuvor und die Zahl seiner Konkurrenten nimmt zu. Ein Mittelpunkt wie seiner Zeit Brügge war, wo der europäische Handel aus allen Himmelsgegenden zusammentraf, ist in dieser Weise nicht mehr möglich. Seit man in direkten Fahrten aus den Erzeugungsländern selbst die Waaren holen kann, wurden, wo es sich nur thun ließ, mehr und mehr die natürlichen Wege den künstlichen des indirekten Bezuges vorgezogen und schon der Umstand, daß alle Seemächte Kolonialbesitz gründeten, mußte den Aktivhandel und die nationale Schifffahrt heben. Zugleich theilten sich die mannigfachen Verrichtungen des Handels schärfer von einander ab und fanden ihre besondere Vertretung — wie Import- und Exportgeschäft, Bank- und Kommissionsgeschäft, Rhederei, Assekuranz, Waarenhandel und Geldhandel. Jetzt entstanden dafür feste Institutionen, Gesetze und Gebräuche, während die Rechtsunsicherheit, Willkür und Kreditlosigkeit der vorausgegangenen Zeiten dem Kaufmann den Gebrauch dieser Zwischenpersonen und Hülfsmittel erschwerte, wo nicht ganz versagt hätte. Er mußte damals Alles auf sich und eigenes Risiko übernehmen und nicht selten die Waare, die er schickte, in Person auf die fremden Märkte begleiten. Es fehlte das große Princip der Arbeitstheilung, welches den gesammten ökonomischen Organismus der neuen Zeit belebt

und uns so zur anderen Natur geworden ist, daß man glauben möchte, es sey nie anders gewesen.

Tief unterscheidend von der alten Zeit und überraschend ist der Wechsel des Schauplatzes, auf welchem sich jetzt der Welthandel darstellt. Im Westen lag die Neue Welt, von den westlichen Küsten Europa's aus war sie entdeckt worden und alle überseeische Schifffahrt fand von hier ihren nächsten Ausgangs- und Endpunkt. Bisher hatte der Südosten wie die politische, so auch die kommercielle Herrschaft geführt; von den Phöniciern herab bis zu den Venetianern war das Mittelmeer im ganzen Umfange seiner zahlreichen Buchten und Seitenmeere nebst den Nebenlandungen nach dem arabischen und persischen Meerbusen der enge Raum, worauf sich der internationale Verkehr der Alten Welt bewegte. Hier wurzelt die Bildung von Jahrtausenden, hier hatte die Menschheit innerhalb der gegebenen Verhältnisse viel Großes und Herrliches geleistet und Asien vor Allem ist zu der kulturhistorischen Bedeutung seiner Vergangenheit bis auf unsere Gegenwart nicht wieder gelangt.

Wie schnell änderte sich dieses Bild in den drei letzten Jahrhunderten! Asien, mit der einzigen Ausnahme Indiens, ist in die einförmigste Lethargie versunken und seine sonst so rege Theilnahme am Welthandel fast gänzlich unterbrochen, die Barbarei hat selbst in der südöstlichen Spitze Europa's Fuß gefaßt und da, wo an der Grenzscheide dreier Jahrhunderte der blühendste Völkerverkehr bestanden hatte und zu allen Zeiten zu bestehen berechtigt wäre, Länder, die einst reich, gebildet, thatkräftig und frei waren, zu armen, unwissenden, feilen und knechtischen umgewandelt. Wurde auch Italien nicht unterjocht wie Griechenland, doch welkte seine Blüthe und Macht kaum weniger dahin, wo ihm mit einem Male die besten Quellen seines Lebens versiegten, wo die Mißgunst äußerer Umstände zusammentraf mit den inneren Ursachen des Verfalls. Das Mittelmeer sank schnell zu einem Binnensee herab, dessen Verkehr nicht über seine natürlichen Grenzen reichte und dabei Raub und Gewalt ausgesetzt war,

seine Häfen verödeten und die glänzendsten Illustrationen seines einstmaligen Welthandels, in Venedig und Genua, hatten bald nicht viel mehr als nur monumentale Bedeutung. Mit dem Handel floh auch jede andere Kultur.

In welch' schöpferischer Lebensfülle entfaltet sich dagegen der Westen Europa's, zu welch' ungeahntem Umfange politischer Herrschaft und materieller Macht schreiten alle seine Küstenländer, eins nach dem anderen vorwärts! Der Westen Europa's wurde der Mittelpunkt, wo alle Strömungen des neuen Lebens ein- und ausliefen und die offene Lage am Mittelmeer, das die Länder jetzt ebenso einigt, als vordem trennte, gab ihm schnell einen selbstständigen und allgemeinen Vorzug über den Osten. Der Westen gehört der neuen Zeit, bei Weitem die Mehrzahl ihrer Errungenschaften im Fortschritte der Civilisation ist in ihm entstanden und zur Reife gebracht und der Genius der Menschheit folgt der untergehenden Sonne.

Ein so gewaltiger Umschwung konnte sich indeß unmöglich allein aus geographischen Ursachen erklären, es mußten dabei politische und gesellschaftliche Einflüsse mitwirken. Und diese zeigen sich offenbar in der festen Gliederung großer Staatswesen auf einer nationalen Basis und mit einer in den Händen eines Fürsten centralisirten unbeschränkten Regierung und Verwaltung. Das Städtethum und bürgerliche Gemeindewesen hatte sich überlebt, der Geist war ihm entwichen. Starre Formen widerstrebten jeder besseren Organisirung. Freiheit bedeutete kaum etwas Anderes als Standesvorrecht und Privilegium, befangen in Herkommen und Ueberlieferungen, und begrenzt auf das enge Weichbild fand man kein Verständniß für die inzwischen neu erstandene Welt und selbst wo bessere Einsicht siegt, reichten Kräfte und Mittel nicht aus für die ungewohnte Aufgabe. Das charakteristische Merkmal der neueren Handelsgeschichte entgegen der Individualisirung der alten Zeit ist das Vorherrschen von Nationalitäten.

Und gerade die größten und mächtigsten derselben bil-

deten sich im Westen Europa's. Spanien seit der Vereinigung Kastiliens mit Aragonien, Frankreich seit der unumschränkten Monarchie Ludwigs XI. und England seit der Thronbesteigung der Tudors. Daran schloß sich später die holländische Republik, die skandinavischen Reiche und Rußland. Es bedurfte aber auch mächtiger und einiger Staaten, um mit Erfolg in die neue Bahn der Entdeckungen und des überseeischen Handels einzutreten, um den außerordentlichen Anforderungen, welche der enorm erweiterte Gesichtskreis verlangte, zu genügen. Indem die Nation als solche ein gemeinsames Interesse erkannte, welches nach Außen hin alle Stände gleichmäßig vertrat, mußte auch der Handel zur Nationalsache erhoben, seine wirthschaftliche Bedeutung nicht länger unter den persönlichen als vielmehr staatlichen Gesichspunkt gestellt und seine Bilanz ebenso als eine öffentliche wie zeither private gezogen werden.

Alle Maßregeln der Handelspolitik, welche die Kabinette ergriffen, um den Handel nach Innen und nach Außen zu fördern, trugen das Gepräge einer nationalen und staatsbürgerlichen Entwickelung. Das Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, möglichst eigenen und direkten Handel hervorzurufen und mit diesem ließ sich der kosmopolitische Zwischenhandel der Hansen und Italiener, welcher auf einer Ausbeutung der verschiedenen sich entgegengesetzten Märkte beruhte, auf die Dauer nicht vereinigen. Nur auf individuelle Bereicherung bedacht, war er außer Stand, die Bestrebungen der Privatleute im Interesse des Ganzen zu leiten und festzuhalten und er mußte unterliegen, sobald die Regierung die nationalökonomische Bestimmung von Handel, Gewerbe und Schifffahrt zu würdigen und darin die ergiebigste Quelle für eigene Macht und Größe, für unumschränkte Herrschaft und vermehrtes Einkommen erkennen lernte. Letzte beide Motive wirkten eigentlich in rechter Linie. Die Fürsten bewilligten Schutzmaßregeln der einheimischen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, weil sie damit durch Vermehrung der

Steuerkraft ihrer Unterthanen mehr und sicherer zu gewinnen hofften, als wenn sie fortfuhren, dieselben an die erdrükkende Konkurrenz der Fremden zu verkaufen. Deswegen emancipirten sich England und die nordischen Reiche von der Hansa und die Früchte davon ließen nicht lange auf sich warten.

Wie scharf immer die neuere Handelsgeschichte, d. h. seit der Entdeckung Amerika's, sich von der alten unterscheidet, so trägt auch sie wieder ein charakteristisches Merkmal, das sie von der neuesten Periode unserer Gegenwart trennt. Dieses Merkmal ist das der Monopolisirung. Die Regierungsgewalt behauptet eifersüchtig das Recht, die ganze Handels- und Industriebewegung des Landes durch Monopole zu regeln und zu fixiren, welche sie gegen beträchtliche Kauf- oder Pachtsummen an Gesellschaften verleiht und nicht selten sich zugleich ausbedingt, an dem Gewinn Theil zu nehmen. Die ganze Finanz- und Steuerverwaltung wird auf diesen Fuß eingerichtet, das Gewerbewesen liegt mehr als je in den starren Banden der Zunftverfassung und der auswärtige Handel kann nicht anders als auf Grund eines Privilegiums getrieben werden. Eben so mannigfaltig wie die Gegenstände der Konsumtion und die Länder der fremden Einfuhr sind die kaufmännischen Gesellschaften, welche dieselbe als ausschließendes Monopol besitzen und in gleicher Weise, wie jedes Gewerbe, durch eine geschlossene Korporation vertreten. Das eine Land ahmt das andere nach, der Geist der Zeit beherrscht Alle, und erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bricht in Frankreich der Gedanke der freien Konkurrenz in einzelnen Versuchen hervor, bis endlich die Revolution von 1789 den Grund eines staatsbürgerlichen Rechts Aller auf freien Betrieb der Gewerbe und des Handels verkündet und zur Losung der Gegenwart macht. Sie hebt die Feudalität auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie auf, sie bricht die Monopole der Zünfte und Handelskompagnien, sie gibt jedem Individuum der staatlichen Gesellschaft die volle Freiheit zur Arbeit, das Recht der ungehinderten Konkurrenz in jeglicher Erwerbsweise auf nationaler Basis. Die Natio-

nalwirthschaft erweitert sich zu einer nationalen Staatswirthschaft, die Nation, welche zuvor nur von Bevorzugten dargestellt war, gelangt jetzt in reicher, gleichberechigter Mannigfaltigkeit zur Geltung, ein freies Staatsbürgerthum durchdringt das gesellschaftliche Leben und Wirken.

In einer Zeit wie der unserigen, wo die Bewegung des Handels und der Gewerbe tiefer und tiefer in das Volks- und Staatswesen eindringt und seine Bedingungen immer mehr zu einer Hauptaufgabe der Politik werden, in einer solchen Zeit müssen auch die Einrichtungen und Verrichtungen des Handels und der Industrie unendlich mannigfaltiger und verwickelter seyn, als dies im Alterthum der Fall war. Es wäre daher ein arger Mißgriff und Anachronismus, von einem londoner oder hamburger Kontor vergleichenden Maßstab auf ein karthagisches oder tyrisches zu nehmen. Abgesehen von direkten oder inderekten Bezügen war der alte Handel ausschließlich Waarenhandel. Man tauschte in der Regel Waare gegen Waare aus und wo Bezahlungen vorkamen, scheint man die edeln Metalle mehr abgewogen als abgezählt zu haben, d. h. das Alterthum hatte keine bestimmten Valuten und Geldkurse, die sich nach unserer Art berechnen ließen. Das Alterthum kannte keinen Geldhandel. Ein gewisser Geldumsatz am Orte selbst mag bestanden haben und von einer eigenen Klasse Kaufleute vermittelt worden seyn, allein Anweisungen zu kaufmännischen Zwecken, überall hin transportabel und zahlungsverbindlich (Wechsel), gehören einer viel späteren Periode an. Auch die eigentliche Finanzwirthschaft kannte das Alterthum nicht. In den kleinen Republiken bestritten freiwillige Anleihen, bei den Römern Tribute die außerordentlichen Bedürfnisse des Staates. Die Kunst, öffentliche Schulden auf möglichst vortheilhafte Art zu machen und abzutragen, blieb jener Zeit ein glückliches Geheimniß.

Wo die staats- und volkswirthschaftlichen Zustände dermaßen einfach und kunstlos waren, mußten auch die Handelsoperationen einen gleichen Charakter tragen. Die

kaufmänniſche Spekulation hatte, in Folge der beſchränkten und ſchwierigen Kreditverhältniſſe, ihre Grenzen, worüber ſie mit dem beſten Vorſatze nicht hinauskonnte. Von einem bedeutſamen Zweige des gegenwärtigen Handels, dem Kommiſſionsgeſchäfte, finden ſich im Alterthum kaum entfernte Spuren. Der Kaufmann war in der Regel genöthigt, ſelbſt auf Reiſen zu gehen und die Käufe und Verkäufe zu machen, obſchon Viele annehmen, daß die Phönicier und Karthager in einzelnen Kolonien, zumal in Spanien, Filialhäuſer und Kommanditen beſeſſen haben. Der Mangel jener Anſtalten ſodann, die wir mit dem Namen des Poſtweſens begreifen, verhinderte eine gleichmäßige Organiſation des auswärtigen Handels, und wo man die Konjunkturen eines entfernten Marktes gar nicht oder nur unſicher berechnen konnte, mußten Konſignationen von Waaren und Geſchäft auf Lieferungen ganz unterbleiben.

Der vorzugsweiſe Handel der Alten Welt war Landhandel. Die drei Kontinente, welche die Alte Welt bildeten, berühren ſich vielfach mit ihren Grenzen und bilden eine kompakte Ländermaſſe, welche, ohne ſich der Schifffahrt zu bedienen, mit einander verkehren kann. Das mittelländiſche Meer, das ſie gemeinſchaftlich umſchließen, iſt bei verhältnißmäßig geringem Umfange mit vielen Inſeln, Buchten, Engen, Halbinſeln und Landzungen verſehen, für die Beſchiffung, welche überall im Angeſichte der Küſten bleibt und daher nur den Charakter einer Küſtenfahrt trägt, kaum mehr als ein Binnenſee zu betrachten.

Das Mittelmeer, von den Säulen des Hercules bis an das Nordende des Pontus Euxinus gedacht, iſt daher der vornehmſte Schauplatz der alten Handelsthätigkeit. Längs ſeiner Geſtade war die geſammte Oekonomie des Alterthums koncentrirt, hier hatte es ſeine Krone und Spitze. Wie viel Intereſſe auch einzelne Expeditionen außerhalb der Meerenge Gibraltars darbieten, ſie ſind zu gering an Zahl und zu unbedeutend im Reſultate, als daß ſie ein entſcheidendes Moment abgeben könnten. Nur etwa noch jenſeit des ägypti-

schen Isthums, im arabischen und im persischen Meerbusen bis zu den Küsten Indiens kaun von einem Seehandel die Rede seyn. Doch lehrt ein Blick auf die Karte, daß er auch dort dieselbe Eigenschaft der Küstenschifffahrt haben mußte, begünstigt von der Natur durch die von sechs zu sechs Monaten regelmäßig wechselnden Winde.

Europa, wo sich heut zu Tage der Welthandel koncentrirt, erscheint im Alterthum dafür sehr untergeordnet. Trotz Griechenland und Rom ist seine nationalökonomische Produktion nicht der Rede werth. Nur etwa Spanien macht eine Ausnahme, dessen edle Metalle ihren Markt auf allen Plätzen fanden. Der römische Handel vollständig und der griechische zum großen Theil war mehr passiv als aktiv. Das Wenige, was derselbe von eigenen Produkten und Fabrikaten zur Ausfuhr besaß, konnte das Mißverhältniß der Einfuhr nicht decken.

Man übersehe aber auch nicht den geringen Umfang, welchen Europa damals hatte. Die Pyrenäen- und Alpenkette bildete so ziemlich die Grenze, über welche hinaus fast jede Kultur aufhörte. Welche Geschichte des Handels läßt sich über das damalige Germanien, die größte Hälfte Galliens, die Donauländer, den Norden und Nordosten Europa's schreiben? Bernstein und englisches Zinn ist die einzige Waare von dorther, die in einem karthagischen oder griechischen Preiskurant verzeichnet ist. Bedürfnisse hatten jene barbarischen Völker, die als Jäger und Nomaden lebten, so gut wie keine. Wie konnte also ein irgend erheblicher Verkehr mit ihnen Statt finden?

Demnach beschränkte sich der europäische Markt auf die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres. Indeß wie wunderbar und mannigfach auch die Kultur auf diesem kleinen Gebiet gewesen, für den Handel bleibt sie nothwendigen Modifikationen unterworfen. Da nämlich die das Mittelmeer begrenzenden Länder eine große Aehnlichkeit, wenn nicht Gleichheit in Klima, Anbau und Produktion genossen, so fanden sie in ihrer eigenen Erzeugung ein mehr oder minder

reichliches Mittel zur Befriedigung der gewohnten Lebensbedürfnisse und bedurften dafür nur selten gegenseitiger Aushülfe. Man vergesse nicht, wie enggezogen in der Alten Welt der Kreis der Handelsartikel war. Thee, Kaffee, Zucker, Tabak, Butter, Bier und Spirituosen, Gegenstände, worin mehr als die Hälfte unseres gegenwärtigen Geschäfts gemacht wird, waren dem Alterthum unbekannt. Brod, Fleisch, Fische, Gemüse, Oel, Wein, Käse, Milch und Honig bildeten fast den ganzen Bestand ihrer Kost — Alles Nahrungsmittel, die jedes Land, besser oder schlechter, selbst hervorbrachte.

Nur ein Artikel, das Getreide, bedarf besonderer Unterscheidung. Städte, welche, wie Athen, in unfruchtbarer Gegend erbaut oder durch politische Umstände einen außerordentlichen Zuwachs ihrer Bevölkerung erfahren hatten, wie Rom, konnten mit dem eigenen Erzeugniß nicht ausreichen und sahen sich genöthigt, ihren Bedarf an Brod von anderen Orten herzuholen. So wurde die Proviantirung Roms, zumal unter der Kaiserzeit, wo es mehrere Millionen Einwohner zählte, eins der wichtigsten Handels- und Rhedereigeschäfte. Da die Zufuhren hauptsächlich aus Sicilien und Nordafrika kamen, so erhielten beide Länder die Namen der römischen Kornkammern. Allein wenn wir auf das wahre Wesen dieses Getreidehandels blicken, so erscheint er weniger ein Handel der freien Wahl und der Privatökonomie als eine polizeiliche Maßregel der Nothwendigkeit. Der Staat beaufsichtigte denselben ausschließlich, betheiligte sich zu Zeiten auch selbst daran und die wenigen Gesetze, welche Rom in Handelssachen gegeben, betreffen das Getreidegeschäft. Nehmen wir dies weg und etwa noch die Silberausbeute der spanischen Bergwerke, so bleiben nur unbedeutende Gegenstände eigener Produktion, welche die Länder des Mittelmeeres in unmittelbarem Eigenhandel mit einander umtauschten. Mit dem Falle Griechenlands sank auch sein Kunst- und Gewerbfleiß und das weltherrschende Rom absorbirt alle Reichthümer der unterjochenden Völker in unproduktiver Centralisation.

Die Blüthe des alten Handels ist daher am wenigsten unter der römischen Weltherrschaft zu suchen, sie fällt vielmehr in jene Zeit, wo auch noch andere Völker sich in selbstständiger Mannigfaltigkeit neben einander bewegten und nicht ein einzelner Machthaber Alles vor sich niederbeugte. Diese Zeit bildet das 5. und 4. Jahrhundert vor Christus. Da standen die phönicischen Freistaaten noch im Zenith ihres Glanzes, würdig strebten Karthago und andere Kolonien der Mutterstadt nach. Aegypten hatte seine reichen Schätze dem Verkehr geöffnet, Griechenlands goldenes Zeitalter war angebrochen, die handelsthätigen, gewerbsamen Etrusker geboten in Italien und in Asien selbst dürften die Beschäftigungen des friedlichen Verkehrs und die Gesittung kaum jemals schöner gepflegt worden seyn als unter der damaligen Herrschaft der Perser.

Es war unter allen diesen Völkern und Staaten ein bei Weitem größerer Umtausch von Ideen, nicht minder von Waaren, als nachdem die Römer ihre Selbstständigkeit gebrochen und die lebensvolle Mannigfaltigkeit ihrer Staatsformen in der Einförmigkeit der Knechtschaft nivellirt hatten. Was die Römer nie kannten und übten, Handelspolitik, war bei den Phöniciern, Karthagern und Griechen mehr oder minder Staatsmaxime. Darum mußte ihnen auch an Verbreitung der Kultur, an Bereicherung und nicht an Verarmung der Länder, die sie kolonisirten, gelegen seyn. So blühten Großgriechenland, Sicilien, Massilia, Tartessus und die Pflanzstädte Afrika's. Ihre Bedürfnisse erstreckten sich weit über den Kreis ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel, sie verlangten nach Produkten ferner Länder, die ihnen allein der Handel zuführen konnte. Sie trieben diesen Handel direkt und indirekt, und die Einfuhren, die sie machten, waren nicht nur für den eigenen Gebrauch, sondern dienten ihnen selbst zu weiteren Spekulationen für die Wiederausfuhr zu Land und Wasser. Auch besaßen sie nicht selten industrielle Betriebsamkeit, sie verarbeiteten die Rohstoffe zu Fabrikaten und brachten solche auf den Markt.

Allein noch weniger als beim Handel finden sich bei der Industrie des Alterthums mit der unserigen analoge Verhältnisse. Allerdings begegnen wir da und dort, zumal in Asien, ganz ansehnlichen Werkstätten gewerblicher Produktion und nach aller Beschreibung müssen die Fabriken von Babylon und Milet in gewebten Stoffen eine reichliche Musterkarte aufzuweisen gehabt haben. Doch eigentliche Nationalarbeit von hervorragendem Einflusse auf das gesammte Güterleben und die Erwerbsweisen, eine volkswirthschaftliche Größe, gleich dem Ackerbau, ist die Manufaktur des Alterthums nie gewesen und konnte es auch nicht seyn. Einmal waren die Mittel und Kräfte schwach und gering, sodann aber auch der Kreis der Konsumenten klein und gering. Die Massen hatten so gut wie keine Bedürfnisse, nur für den Luxus arbeitete die Industrie und wie ausgebildet auch ihr Geschmack und Formensinn war, die Wissenschaften der Technik und Mechanik ließen sich im Gebiet der Fabrikation dadurch nicht ersetzen. An eine Theilung der internationalen Arbeit, wie sie heut zu Tage durch den Handel bewirkt wird, indem die europäischen Länder ihren Bedarf in Kolonialprodukten zum größeren Theil mit dem Umtausch von Industrieerzeugnissen decken, war damals nicht zu denken. Der alte Handel mit Indien blieb stets passiv, man hatte dort Alles zu kaufen, Nichts dahin zu verkaufen.

Wir dürfen die socialen Zustände des Alterthums nie aus den Augen verlieren, wollen wir die Natur des damaligen Handels richtig würdigen. Den täglichen Bedarf der Lebensnahrung brachte fast jedes Land selbst hervor und mit Ausnahme des Getreidegeschäfts hatte der Handel schon darum ein beschränktes Absatzgebiet, weil in der Alten Welt die Abscheide zwischen Arm und Reich noch größer waren als heut zu Tage, der eigentliche Mittelstand noch mehr fehlte und das Institut der Sklaverei eine ansehnliche Zahl ganz von dem Genuß der Menschen- und bürgerlichen Rechte ausschloß; dies gilt vornehmlich von den Römern und Grie-

chen und bezeichnet den tiefeinschneidenden Unterschied, welcher die alte Nationalsklaverei von der neuen trennt.

Geben wir schließlich eine nähere Vergleichung des Kolonialwaarenhandels alter und neuer Zeit.

Der Handel in Kolonialwaaren war im Alterthum nie etwas Anderes als Zwischenhandel. Indem der Karavanenhandel durch viele Länder und verschiedene Völkerschaften ging, mußte er nothwendig mit diesen einen Verkehr unterhalten, der auf bestimmten, vortheilhaft gelegenen Stapelplätzen seine Befriedigung fand. Und auch wo der Seeweg dazwischentrat, war er nur indirekt. Direkte Einfuhren indischer Produkte nach Tyrus und Alexandrien kamen selten vor, in der Regel geschahen sie aus dritter Hand durch arabische Vermittelung. Jedenfalls aber bezogen alle anderen Länder des Mittelmeeres ihren Bedarf an Kolonialien einzig und allein auf dem Wege des Zwischenhandels und sich darin einander den Markt abzugewinnen, war die Konkurrenz und Politik der alten Handelsstädte. Groß- und Eigenhandel und indirektes Importgeschäft aus den Erzeugungsländern wurde erst möglich, als die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und eines 4. Erdtheils die transatlantische Schifffahrt hervorrief und damit die Mittel eines wohlfeilen, schnellen, sicheren, ununterbrochene und große Quantitäten umfassenden Transports an die Hand gab.

Wie beschränkt war der alte Kolonialhandel gerade in Betreff der Quantitäten! Zucker und Reis waren bereits schon damals in Indien bekannte Produkte und Nahrungsmittel. Allein welche Ausfuhr konnte davon Statt finden, wenn sie Kameelen aufgeladen und Monate lang über Land geschickt werden sollte! Denn selbst die Waaren, welche zu Wasser an die ägyptische Küste kamen, hatten von da bis Alexandrien oder Tyrus noch einen öden und beschwerlichen Landweg zurückzulegen. So erklärt sich die beschränkte Zahl der Gegenstände, welche von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der indischen Natur auf den Märkten des Al-

terthums erscheint und wie es zumeist nur leichte und kostbare Artikel waren, welche einmal den Transport am besten erlaubten und sodann auch den höchsten Gewinn abwarfen.

Verbreitet durch die zahlreichen Kolonien, welche die alten Handelsvölker aussendeten, ist die Meinung entstanden, es habe das Alterthum schon ein der Gegenwart ähnliches Kolonialsystem gekannt. Diese Meinung ist gewiß irrig, wie man auch sonst den Werth und die Bedeutung zugestehen mag, welche hier die Handelsinteressen der Mutterstadt, die neuangelegte Kolonie hatte. Denn um diese Verhältnisse den unserigen gleichzustellen, fehlen die 2 entscheidenden Merkmale: politische Abhängigkeit und Monopol des Handels. Alle phönicischen und griechischen Kolonien waren Freistaaten und wenn sie vom Mutterlande abhingen, so geschah es aus Gründen freiwilligen Gehorsams und selbstständiger Ueberzeugung.

Bei solcher Verfassung war noch weniger an ein Monopol zu denken, das den Ein- und Ausfuhrhandel der Kolonien beschränkend in die Gewalt und das Recht der Mutterstadt legte. Ganz natürlich schlossen da und dort nahegelegene oder sonst durch nationale Abstammung verwandte Städte einen politischen und kommerciellen Bund. Zuweilen mochte es auch der mächtigsten gelingen, eine Art Hegemonie oder Principat zu erreichen, allein für ganz andere Zwecke als Handelsprivilegien, und nur die einzigen Karthager sind es, welche ihre Kolonien eine Oberhoheit fühlen ließen, wobei nicht minder politischer Ehrgeiz als kaufmännisches Interesse im Spiele war. Von einem Kolonialsysteme ist indeß auch da nicht die Rede, ihre spanischen Provinzen z. B. konnten, wenn sie sonst wollten, mit Massilia und den griechischen Niederlassungen auf Sicilien und in Italien durchaus ungehindert verkehren, wenigstens findet sich keine Stelle in den Quellen der alten Geschichte, welche uns eine handelspolitische Ausschließung fremder Flagge oder fremden Guts bezeichnen könnte. Die Erfin-

dung der Prohibitionen und Monopole gehört einer späteren Epoche an und wenn es erlaubt ist, moderne Ausdrücke auf jene Zeit anzuwenden, so hat das Alterthum ohne Zweifel die Handelsfreiheit praktischer geübt als unsere Zeit. Die Konkurrenz war ungehemmt, man bekämpfte sich wohl mit Waffen, aber nicht mit Douanen und so weit wir von der alten Zollgesetzgebung urtheilen können, hat sie vorwiegend finanziellen und nicht vermeintlich nationalökonomischen Zwecken gedient.

Abgesehen von den schädlichen Folgen, wovon alle staatswirthschaftlichen Monopole begleitet sind, mußte doch das Kolonialsystem der neueren Zeit dem direkten Eigenhandel des Mutterlandes förderlich werden, indem einmal die Kolonie Produkte des Bodens hervorbrachte, welche das Mutterland nicht besaß und sie sodann ihre Bedürfnisse an Industriefabrikaten nicht selbst versehen konnte noch durfte und damit an das Mutterland gewiesen war. Das Alterthum kannte diese Verhältnisse wenig oder gar nicht. Auch die entlegenste Kolonie der Karthager, die Nordwestküste Afrika's — nehmen wir sogar Madeira an — ist mit einer west- oder ostindischen Kolonie unserer Zeit nicht zu vergleichen. Um wie viel weniger erst die große Mehrzahl der Ansiedelungen, die an den mittelländischen Küsten Statt fanden. Bei fast gleicher Beschaffenheit des Bodens und des Klima's, des Anbaues und der Produkte, der Kultur und geistigen Fähigkeiten konnten sie — auch den Fall einer größeren politischen Abhängigkeit vorausgesetzt — jenen Handel mit einander führen, den man heut zu Tage mit dem Namen des Kolonialgeschäfts bezeichnet und der, wie sich von selbst versteht, zwischen Kolonie und Mutterland ein eigener und direkter seyn muß.

Auch das Mittelalter hat eigentliche Kolonien nicht gegründet. Das arabische Weltreich dehnte allerdings seinen Handel so gut aus als seinen Glauben, aber als es auseinanderfiel, lösten und vereinzelten sich die Länder und Provinzen und damit zerriß die Kette des internationalen Ver-

kehrs. Wohl setzten in Indien angesiedelte Araber den auswärtigen Handel des Landes fort und zwar zumeist mit Theilnahme von zur mohammedanischen Religion übergetretenen Eingeborenen, allein sie waren den indischen Fürsten untergeben, hatten weder eigene politische Herrschaft, noch besaß eine solche das arabische Mutterland. Noch weniger kann man die Besitzungen der Italiener in der Levante und im schwarzen Meere Kolonien nennen. Eine Einwanderung dahin von der Mutterstadt hat so gut wie nicht Statt gefunden. Venedig und Genua schickten die Statthalter und die nöthige Streitmacht, um ein Gebiet zu behaupten, dessen kommercieller Werth zum geringsten Grad in seiner Bodenproduktion oder vielmehr darin bestand, daß es für den orientalischen Zwischenhandel als geeignetes Emporium, als Ausgang- und Endpunkt diente. In Kaffa und Tama waren große Handelsfaktoreien. Der Zweck einer Kolonisirung, d. h. bleibende Niederlassung und Anbau des Bodens, lag dabei weit entfernt.

Mehr dichterische als historische Beschreibungen haben den beiden amerikanischen Urstaaten Mexiko und Peru eine Civilisation beigelegt, die sie augenscheinlich niemals hatten. Nicht allein, daß sie des Gebrauchs des Eisens und der Anwendung der Hausthiere unkundig waren, mithin bei ihnen die Agrikultur auf der niedrigsten Stufe stand, so sind auch fast alle tropischen Produkte Amerika's — seine damaligen Kolonialwaaren — erst von den Europäern zum Theil wo nicht aus der alten Welt überpflanzt, doch ihrem wilden Naturzustande entzogen, kunstgerecht angebaut und für den Handel benutzt worden. Es waren die Spanier, welche, nachdem sie ihre Habgier nach todten Schätzen enttäuscht fanden, zur Erkenntniß kamen, daß der Ackerbau solcher Erzeugnisse, welche bei der sich reißend vermehrenden Nachfrage in Europa den indischen Handel Portugals zu einer unerschöpflichen Fundgrube machten, bei gleichen Verhältnissen an Klima und Boden in der Neuen Welt ähnliche Vortheile gewähren mußten. Bereits in der Mitte des 15. Jahrhun-

derts hatten die Portugiesen das Zuckerrohr nach den kanarischen Inseln verpflanzt. Von hier nahmen es die Spanier und übertrugen es nach San-Domingo (1508), wo es unter tropischer Sonne vortrefflich gedieh und sich bald über den westindischen Archipel und auf dem Festlande ausbreitete. Nach einer anderen, aber wenig unterstützten Ansicht soll das Zuckerrohr in Amerika wild vorkommen und die Spanier nur seine industrielle Verwendung eingeführt haben. Unzweifelhaft ist dagegen die Ueberpflanzung des Kaffeebaums. Bis Ende des 17. Jahrhunderts war Arabien sein alleiniges Vaterland. Bei dem Umfange, welchen die Bohne in Europa zu nehmen anfing, fielen die Holländer auf den Gedanken, dieselbe auf ihren ostindischen Kolonien einheimisch zu machen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen; Arabien selbst mußte gegen die neue Konkurrenz zurücktreten. Eine von den Holländern an Ludwig XIV. geschenkte Pflanze wurde von demselben nach Martinique übersendet (1709). Sie war bei der langen und stürmischen Ueberfahrt nahe daran, zu Grunde zu gehen und wurde nur durch die besondere Pflege und Sorgfalt des mit dem Transport betrauten Botanikers erhalten, der täglich seine schmale Portion süßen Wassers mit ihr theilte. Endlich, unversehrt auf Martinique angelangt, ließ er sie in seinen Garten setzen, beobachtete und überwachte ihr Wachsthum, bis sie Früchte trug. Darauf vertheilte er den Samen unter die Kolonisten und in kurzer Zeit bedeckte sich die ganze Insel mit den ergiebigsten Kaffeeplantagen. Von da kam das Produkt auf die übrigen Antillen und nach Südamerika, Surinam, Cayenne und Brasilien. Auch auf der Insel Bourbon wurde erst im Jahre 1718 der Kaffee durch die französisch-ostindische Gesellschaft eingeführt, obgleich man behaupten will, dieselbe sey dort einheimisch gewesen. Reis ist von Madagaskar als Schiffsballast nach der Neuen Welt gebracht worden (1680), eigenthümlich gehört ihr dagegen der Kakao, dessen Früchte den Eingeborenen zur Nahrung dienten, und hier fanden die Europäer bereits einigen Anbau vor.

Was die Gewürze betrifft, so ist Ostindien sowohl in Quantität als in Qualität noch immer die vorzugsweise Heimath ihrer Erzeugung, doch sind die meisten davon während des 18. Jahrhunderts gleichfalls in die Neue Welt, zumal nach Guinea übersiedelt worden, wie Pfeffer, Zimmet, Cassia, Nelken, Ingwer, Muskat. Sago ist ostindisches, Vanille dagegen ausschließlich amerikanisches Produkt, desgleichen Tabak, welcher, obgleich dessen Anbau sich bald über die anderen Erdtheile verbreitete, doch immer ein Stapelartikel des amerikanischen Kleinhandels blieb. Dieses unserer jetzigen Civilisation unentbehrlich gewordene Kraut kam durch den französischen Gesandten in Portugal, Nicot, zuerst zur Kenntniß Europa's (1560) und sein Gebrauch nahm im folgenden Jahrhundert nach Gründung der englischen Kolonie in Virginien allgemein zu. Auch die Baumwollstaude ist der Neuen Welt eingeboren und die Mexikaner verstanden die Kunst, sie zu spinnen und zu verweben. Was das Hauptland ihrer jetzigen Erzeugung, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, betrifft, so haben dieselben erst seit ihrer Unabhängigkeit damit angefangen.

Von allen diesen Waaren, die heut zu Tage den Grundstock des Seehandels ausmachen, kannte die alte Zeit nichts weiter als die Gewürze. Selbst was die Venetianer gegen Ende des 15. Jahrhunderts an Reis und Zucker über Aegypten bezogen, war nicht der Rede werth und nur für den Luxus bestimmt. Wichtiger waren gewisse Rohstoffe für die Manufakturen und Fabrikmaterialien wie Seide, Baumwolle und Farbestoffe. Letztere zumal gingen nach Italien und nach den Niederlanden, wo die Industrie einen außerordentlichen Umfang erlangte und das erste Beispiel eines großartigen massenhaften Ausfuhrhandels wurde. Die niederländische Wollverarbeitung ist der Anfang jener Industriemacht, welche ihren Fortgang und ihre Vollendung in der neuen Zeit gefunden hat. Zu allen Epochen sind einzelne Erwerbszweige da und dort mit größerer Vollkommenheit betrieben und durch den Handel in Umlauf gebracht worden.

Allein eine industrielle Erziehung, einen industriellen Beruf, eine industrielle Konkurrenz und Suprematie, wie sie unsere Gegenwart charakterisiren, haben weder Alterthum noch Mittelalter gekannt. Der indische Handel blieb passiv, d. h. er mußte mit baarem Gelde gedeckt werden, die europäische Industrie war noch nicht auf der Stufe, um fremde Welttheile mit ihren Fabrikaten zu beherrschen. Im Gegentheil, es kamen indische Manufakte nach Europa. Am günstigsten stellte sich die Handelsbilanz mit dem Norden; hier fand noch der meiste Umtausch von Produkten gegen Fabrikate Statt und die Hansa, welche ihre Vortheile dabei recht wohl erkannte, hat für die Begründung einer Manufakturkraft in den norddeutschen Binnenländern sich nie bemüht.

Die vorzüglichsten Handelsvortheile brachten die Kreuzzüge Italien. Obgleich am schwersten von den Greueln der Verwüstung heimgesucht, von den heftigsten Wogen der Völkerwanderung bestürmt und in seiner nationalen Unabhängigkeit und politischen Obergewalt für alle Zeiten gebrochen, war dem Lande doch der Vorzug seiner geographischen Lage nicht zu rauben gewesen. Als der Westen mit dem Osten wieder in Verbindung trat, mußten das Mittelmeer und das schwarze Meer derselbe Schauplatz der Thätigkeit und Bewegung werden wie im Alterthum. Auf ihnen und ihren verschiedenen Busen, auf ihren Inseln und kontinentalen Küsten beschrieb sich der Kreis des wiederhergestellten Verkehrs unter den drei Erdtheilen und blieb so lange, bis die Existenz einer neuen Hemisphäre das Ansehen der Erde veränderte und von Grund aus neue Verhältnisse schuf.

Blücher und der große deutsche Freiheitskrieg.

(Von K. Th. Welcker.)

Kräftige menschliche Bestrebungen und Thaten bilden an sich einen würdigen Gegenstand menschlicher Betrachtung. Höheren Werth erhalten sie, wenn ihr Gegenstand groß ist, den höchsten, wenn sie zugleich ihrem Schauplatz und Zusammenhang nach einem der großen Hauptakte im Drama der Menschengeschichte angehören und bedeutend in denselben eingreifen. Mit den bedeutendsten, mit den unglücklichsten wie mit den ruhmvollsten Ereignissen, welche seit Jahrhunderten das deutsche Vaterland erlebte, mit den wichtigsten Veränderungen, welche der staats- und völkerrechtliche Zustand von Europa und vorzüglich von Deutschland in der Periode der neueren Zeit erfuhr, ist der Name Blücher unzertrennlich verbunden. Wie verschieden auch bedeutende historische Personen, ihre Verdienste und ihre Mängel, je nach den verschiedenen Standpunkten der Menschen beurtheilt werden mögen, in einem Punkte werden, was Blücher betrifft, alle sich leicht vereinigen, welche die erhebende Zeit der großen Freiheitskämpfe sich lebhaft vergegenwärtigen wollen: unter allen den hohen und glänzenden Namen aller europäischen Nationen, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 gegen die napoleonische Welttyrannei kämpften, trat wenigstens in der Zeit dieser glorreichen Kämpfe selbst keiner mehr hervor, als der Name Blücher. Bei Freund und Feind, im In- und Ausland, bei der

Jugend, im Volk und in den Heeren hat Niemand eine allgemeinere moralische Bewegung der Begeisterung und des Schreckens, der Liebe und des Hasses bewirkt, als der „Marschall Vorwärts", als der „Vater Blücher", der jugendlich feurige Greis von mehr als 70 Jahren.

Solche erhebende, solche vereinigende und vorwärts treibende Begeisterung in schwerem gemeinschaftlichen Kampfe ist sicher der Wirkung nach an sich schon höchst bedeutend; alsdann zumal, wenn so, wie damals, der Sieg nur durch so viele und große freiwillige Opfer und Anstrengungen zu hoffen ist, und wenn es gilt, die schwerfällige, locker verbundene Masse so vieler Regierungen, so verschiedenartiger Volksstämme und Heere einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber zusammen zu halten und zu nachdrücklichen harmonischen Bewegungen gegen das gemeinschaftliche Ziel zu bestimmen. Nicht gut historisch aber wäre es, die genügenden Gründe von großen Dingen nur allein in kleinen Ursachen, die Kräfte zu großen Thaten lediglich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten oder in nur unbedeutenden und kleinlichen persönlichen Eigenschaften suchen zu wollen.

Schon jene große Wirksamkeit für unseren öffentlichen Zustand und die wesentlich politischen Kräfte, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wurde, fordern uns zu einer Betrachtung derselben auf.

Aber selbst die Betrachtung der höheren Bedeutung und des ganzen Zusammenhanges jener Freiheitskämpfe scheint vorzugsweise an diese Persönlichkeit sich knüpfen zu wollen. Blücher hatte bereits nicht bloß in den früheren Revolutionskriegen 1793 und 1794 und in dem unglücklichen Feldzuge von 1806 mit einer damals seltenen, mit der hervortretendsten Auszeichnung gekämpft. Er, der Greis Blücher, war auch im ganzen Befreiungsheere der Einzige, der zugleich die Schlachten des 7jährigen Kriegs und die von Leipzig und Belle-Alliance mitgekämpft hatte, und in dessen früherer Lebensgeschichte vor allen ein Ereigniß hervor-

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

tritt, welches so, wie für seinen eigenen Charakter, so auch für die Zeit Friedrichs des Großen bezeichnend ist.

Seit der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber begann, seit der französischen Revolution trat sichtbarer hervor, und durch den siegreichen Ausgang der großen Freiheitskriege und die Verwirklichung der sie eröffnenden fürstlichen Verheißungen sollte sich glücklich entscheiden ein großer Entwickelungskampf für Deutschland und Europa. In reichen, großen und drangvollen Ereignissen, wie sie oft der lange Lauf vieler Jahrhunderte nicht vereinigt, wie man sie seit der kirchlichen Reformation im 16. Jahrhunderte nicht sah, wollte sich gegen Ende des 18. und im Anfang des 19. eine neue Reformation, eine neue Bildungsperiode entwickeln. Es war die politische Reformation, welche an die Stelle des Feudalwesens und der feudalistischen Verfassungen und desjenigen, was von der hierarchischen blinden Glaubensgewalt in sie verwachsen war, freie Nationalstaaten, freie staatsbürgerliche Verhältnisse und Verfassungen setzen wollte. Sehr erklärlich aber erhielten die bewußteren wie die unbewußteren Bestrebungen für die neue politische Zeit zuerst mehr einen negativen Charakter, das heißt, sie zerstörten nur die alten Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen Formen und Verfassungen gegründet oder befestigt wurden. Bis zu einem gewissen Grade geht ja überhaupt von selbst die Zerstörung des alten Baues dem neuen voraus. In den großen, schwer ganz zu umfassenden Verhältnissen von Religion und Politik aber werden außerdem nur allzugewöhnlich die Gegner der einen, einseitigen Richtung, durch die menschliche Schwäche, zuerst selbst zu der entgegengesetzten Einseitigkeit fortgerissen. Selbst so große Geister, wie Voltaire und Friedrich der Große, bekämpfen, bei allem Ernst der Gesinnung für's Gute, doch nicht den Aberglauben, ohne den Glauben zu zerstören, oder ohne auf die Seite des Unglaubens zu treten, nicht die Anarchie, sey es eine feudale oder eine demokratische Anarchie, ohne durch

Zerstörung und Anfeindung aller Freiheit einem eben so verderblichen Absolutismus in die Hände zu arbeiten. Die Gegner des Unglaubens und des Despotismus dagegen suchen uns wieder dem Mysticismus und der Anarchie zu überliefern. Nur die allmählig in den Vor- und Rückschwankungen gewonnene praktische Bildung oder der Einfluß seltener bildungskräftiger Männer führt die Völker zur glücklichen Vereinigung von Religion und Aufklärung, von Ordnung und Freiheit. Die natürlichen Folgen nun aber von der Zerstörung der alten politischen Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen staatsbürgerlichen repräsentativen Verfassungen gegründet oder fest und wirksam wurden, mußten in Europa unvermeidlich die absolute despotische Gewalt der an der Spitze stehenden monarchischen oder republikanischen Machthaber begründen. Vollends aber entstand in Frankreich zuerst ein furchtbarer Despotismus. Theils geschah dies durch die verderbteste absolute Königsmacht, durch die unter ihr ausgebildete Verderbniß des französischen Volks, endlich durch die maßlose Selbstsucht und Herrschsucht Napoleons, des übermächtigen Erben der französischen Revolution. Mit allen durch das Freiheitsstreben, durch die Revolution selbst aufgeregten, ihr längere Zeit bewußtlos dienstbaren Kräften schien diese napoleonische Herrschaft, welche sich an die Stelle der erstrebten Freiheit setzte, in den inneren und äußeren Verhältnissen aller europäischen Nationen eine Unterjochung täglich mehr ausbilden zu wollen, die um so unerträglicher wurde, je allgemeiner der Widerspruch derselben mit den angeregten Ideen, mit der Bestimmung der Zeit, mit der inneren und äußeren oder der nationalen und der verfassungsmäßigen Freiheit erkannt wurde. In dem Streben für diese doppelte Freiheit mußte also ebenso der Kampf der übrigen europäischen Völker gegen Frankreich entbrennen, wie er früher zum Theil von der absolut gewordenen Fürstengewalt gegen die von Frankreich ausgehende Verbreitung der Freiheitsgrundsätze geführt wurde. Schon sehr frühe war in der franzö-

sischen Revolution nicht bloß das Streben nach Freiheit in innere Anarchie und Despotie, sondern auch in Verletzung gegen fremde Nationen übergegangen. Und bald wurde jetzt alle Gewaltthat der absoluten französischen Könige, namentlich auch gegen Deutschland, überboten. Verblendung und Ehrgeiz hatte insbesondere einen großen Theil der Franzosen, und namentlich die Heere, zu Genossen und Werkzeugen der napoleonischen Unterdrückung, und als solche auch zu den Feinden der für ihre Freiheit kämpfenden Völker gemacht. Aber auch die Franzosen kehrten, wie sich nachher zeigen wird, vorzüglich durch den deutschen Freiheitskrieg, von ihrer Verblendung und einseitigen Richtung allmählig mehr und mehr wieder zur ursprünglich erstrebten Freiheit zurück.

In diesen großen europäischen Entwickelungskampf fällt Blüchers Leben und Wirken. Blücher war zu Rostock den 16. December 1742 geboren. Sein Vater, ebenso wie seine Mutter aus Mecklenburg abstammend, war Rittmeister in hessenkasselschen Diensten gewesen, und hatte sich auf sein kleines Rittergütchen Großenrensow zurückgezogen. Wir wissen von ihm fast nur, daß ihn, wie die Mutter, der Sohn mit dankbarer Verehrung nannte, und dann, daß er gegen einige Tanten, welche diesem Sohn bei seiner Geburt einen aus den Schäferliedern seiner Zeit geborgten fremden, idyllischen Namen zudachten, statt desselben vielmehr die für ihn passenderen kräftigen deutschen: Gebhardt Leberecht, durchsetzte. Die Unruhen des langen Haders zwischen dem Herzog und der landständischen Ritterschaft hatten den Vater vor Blüchers Geburt bewogen, nach Rostock zu ziehen. Die Gefahren des 7jährigen Krieges bestimmten ihn später, seine Söhne Ulrich und Gebhardt auf die Insel Rügen zu seinem Schwiegersohne von Krackwitz zu schicken. In Mecklenburg wie auf Rügen mag wohl wenig wissenschaftlicher Unterricht die Knaben an das Zimmer gefesselt haben. Selbst die französische Sprache hatte, in einer Zeit, wo alle deutsche Nationalität in elender Nachäffung des Franzosenthums unterzugehen

schien, Blücher, der einst in Paris deutsch sprechen und dem deutschen Namen seine Achtung wieder erwecken sollte, nicht erlernt. Desto kräftiger entwickelte er unter freiem Himmel, bei einiger Theilnahme an landwirthschaftlicher Thätigkeit und bald auf wildem Roß, bald auf dem stürmenden Meer im Wettkampf mit seinen Altersgenossen in freiem glücklichen Jugendleben seine kräftige, unverwüstliche körperliche Konstitution, seine Tugenden der Körpergewandtheit, des kühnen unerschütterlichen Muthes, des gesunden Sinnes und Blickes und des tüchtigen Charakters, so wie die unzerstörliche Heiterkeit und Lebenslust und seine offene gutmüthige Treuherzigkeit gegen Geringe und Vornehme. Fischer am Ostseeufer der Insel Rügen erzählten, „daß ihre Väter den Feldmarschall wohl gekannt, da sie noch Buben gewesen, und mit dem wilden Junker und einem älteren Bruder Ulrich so manchen Streich ausgeführt hätten. Da sey der Junker Leberecht immer voran gewesen. Was Keiner gewagt, habe er unternommen, und Alle hätten ihm gehorchen müssen, weil Keiner so großes Herz gehabt. Ihm sey kein Baum zu hoch gewesen. In die Schluchten der Kreidefelsen (wo heutiges Tags es angeschlagen ist, daß wegen der Lebensgefahr Niemand hineinsteigen darf) kletterte er hinab bis zu der Brandung des Meeres, ohne Schwindel. Beim Sturme rief er seine Gefährten in den Nachen und schlug mit dem Ruder gegen die empörten Wellen, als wolite er sie schweigen heißen". Bei solcher Stimmung mußte das Soldatenleben in dem auf Rügen liegenden schwedischen Husarenregiment von Mörner anlocken. Aber die elterliche Zustimmung wurde verweigert. Da verließen im 3. Jahre des 7jährigen Krieges beide Knaben heimlich den Schwager und suchten Aufnahme in jenem Regiment. Sie erhielten, nachdem endlich der Vater eingewilligt hatte, die gewünschte Anstellung. Aber bald wurde auf einem Streifzuge in die Uckermark der 14jährige Junker Gebhardt mit verwundetem Pferde von einer überlegenen Anzahl preußischer Husaren gefangen. Ein Husar nahm ihn vor sich auf sein Pferd.

So nun trug dieses ihn seinem großen Schicksal entgegen. So brachte es den Preußen den Helden der Befreiungskriege. Dem preußischen Husarenobrist v. Belling gefiel der schöne muthige Knabe. Er gewann ihn lieb, behielt ihn auf sein Ehrenwort bei sich, und bot ihm wiederholt preußische Dienste an. Diese aber lehnte Blücher, so lange er noch seinen schwedischen Abschied nicht erhalten konnte, standhaft ab. Endlich nach 1jährigem Harren glückte es durch einen günstigen Zufall, ihn zu erhalten. Blücher wurde preußischer Fahnenjunker, bald (1760) Kornet und Adjutant seines väterlichen Gönners, der ihn ausrüstete. Er half nun mit Eifer und Muth den siebenjährigen Krieg, welcher nach langer Zerrüttung und Erschlaffung die erste erhebende Bewegung in Deutschland erzeugte, muthig zu Ende kämpfen. Blücher focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg, in welcher letzteren er verwundet wurde. Er rückte bis zum ältesten Stabsrittmeister vor. Da fiel Belling in Ungnade bei Friedrich dem Großen und Blücher wurde, ungeachtet seiner Gegenvorstellungen, bei der nächsten Beförderung in der Zutheilung der Eskadron einem jüngeren Rittmeister v. Jägerfeld nachgesetzt. Der König selbst hatte bereits diese Diensteinrichtung gegen Blüchers Vorstellungen genehmigt. Dennoch schrieb Blücher die kühnen Worte an seinen großen König: „Der von Jägerfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu seyn, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied". Friedrich befahl ihm Arrest zu geben, damit er sich eines Besseren besinnen könne. Blücher saß und saß, dreiviertel Jahre lang, und blieb bei seiner Erklärung. Da erklärte seinerseits der König: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen; er kann sich zum Teufel scheeren". Blücher liebte leidenschaftlich den Kriegerstand. Er war damals vermögenslos, dazu verlobt mit einer ebenfalls vermögenslosen Braut, einem Fräulein von Mahlin, der Tochter eines ehemaligen sächsischen Ober-

sten, der in Polen Güter gepachtet hatte. Nur die innere Empörung eines unabhängigen festen Charakters gegen das Unrecht, nur ein tiefes Gefühl für das Recht, welches Blücher in seiner Person verletzt glaubte, konnte ihn in solcher Lage, in solcher Zeit unbeschränkter Fürstenherrschaft, in welcher vollends im Militär schon der Zweifel an der Unfehlbarkeit königlichen Willens als Verbrechen galt, zu so kühnem unerschütterlichen und aufopferungsvollen Rechtstrotz selbst gegen seinen großen König bestimmen. Es sind aber dieselben Gefühle und Kräfte, welche zum Kampf gegen fremde Unterdrückung und welche gegen die Willkür der verschiedensten Art im Innern begeistern und stählen. Ein aufopferungsvoller, muthiger gesetzlicher Widerstand gegen Unrecht der Gewalt, zum Schutz des gemeinsamen Rechts ist meist schwerer, oft heilsamer als Angriff.

Blüchers Freunde fürchteten, er werde seine Verbindung aufgeben müssen. Er that es nicht. Er nahm ein Pachtgut seines Schwiegervaters in Unterpacht, heirathete und lebte mit seiner Gattin, die ihm 6 Kinder gebar, obwohl oft zum Kriegsdienst sich zurücksehnend, doch 15 Jahre lang glücklich in ländlicher Einsamkeit. Durch einsichtsvollen und eifrigen Betrieb des Landbaues, worin er als Muster galt, erwarb er sich bald ein kleines Landgut in Pommern und durch Charakter und Benehmen die Achtung und Liebe seiner Umgebung, so daß ihn, den geborenen Ausländer, die pommerischen Landstände zum Landrath der Provinz ernannten. Selbst der große König bezeugte ihm, der dem Lande einige Dienste geleistet hatte, wiederholt mündlich und in Briefen und durch Geldgeschenke seine Achtung und, wie es scheint, die Absicht, das Vergangene zu vergüten. Nur erlaubte eine falsche Vorstellung von der königlichen Würde nicht, dieses auf die auch nur den Schein eines königlichen Irrthums oder Unrechts eingestehende Weise, nämlich durch eine passende Wiederanstellung, zu thun. Die letztere war erst möglich nach Friedrichs Tode. Doch hielt zuerst gutmüthiges Nachgeben gegen die dringenden Bitten seiner

Gattin Blüchern ab, Schritte zur Erfüllung seiner Wünsche zu verfolgen. Einst aber, bei einer Heerschau in Pommern, bemerkte Friedrich Wilhelm II. mit Wohlgefallen einen Mann, der durch seine männliche Schönheit und als kühner trefflicher Reiter unter den Zuschauern sich auszeichnete. Mit den Worten: „Der könnte uns Allen was zu rathen aufgeben", wandte sich der König zu seinen Kavallerieoffizieren und erkundigte sich. Es war Blücher. Der König, diesmal besser, als sein großer Vorfahr, den rechten Mann erkennend, trug ihm huldvoll den ersehnten Rücktritt in die Armee an. „Ja, mit Freuden, wenn sein Recht ihm würde", war Blüchers Antwort. Und es ward ihm. Er erhielt 1787, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, gerade in sein altes Regiment den Wiedereintritt und die Majorsstelle vor demselben v. Jägerfeld, dem er einst nachgesetzt wurde; und sein Patent wurde zurückdatirt auf 1779, eine Zeit, wo der König, der es unterzeichnete, gar noch nicht regierte.

An der Spitze desselben rothen Husarenregiments, von Golz, kämpfte 1793 und 1794 Blücher in den Feldzügen am Rheine, zuerst als Obrist, bald, zur Belohnung seiner Verdienste, als Generalmajor und als Inhaber des Regiments und mit dem rothen Adlerorden geschmückt. In den Kämpfen von Cisoing, Luxemburg, Kaiserslautern, Morschheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moorlautern zeigten sich Blüchers kühner Geist und seine Freude am Kampfe, der schnelle Blick und Entschluß in jeder Lage, die von Tollkühnheit entfernten vorsichtigen Anstalten, wie die Energie der Ausführung, endlich die begeisterte Liebe und Folgsamkeit, welche des Anführers Vorangehen in jeder Gefahr und Mühseligkeit und das gutmüthige, treuherzige Wohlwollen seinen Kriegern einflößten. Man nannte ihn den neuen Ziethen. Beinahe 4000 Gefangene, darunter 150 Offiziere und ein General-Lieutenant, einige tausend Pferde, 11 Kanonen und 5 Fahnen hatte unter seiner Führung sein

Regiment gewonnen, nie, mit Ausnahme von 6 Mann, Gefangene verloren.

Schon glänzte Blüchers Name. Doch sollte er seinen vollen Glanz vor seinem Greisenalter nicht erwerben. Dieses verhinderte Deutschlands unglückliches Schicksal, begründet durch allbekannte Mängel und Ursachen, durch die inneren Verhältnisse und durch ihre Folgen, die Niederlagen im Kriege, insbesondere der baseler Friede und die Demarkationslinie, welche das in die Revolutionskriege hineingezogene übrige Deutschland preußischer Seits ebenso wie der Friede von Campoformio österreichischer Seits hülflos ließen, sodann ferner die unglückliche Zögerung des bereits ausmarschirten preußischen Heeres 1805 und endlich die furchtbaren Ereignisse von 1806. In der auf den baseler Frieden folgenden Waffenruhe hatte sich Blücher nach dem Tode seiner ersten Gattin zum zweiten Male vermählt und zwar mit einer schönen Ostfriesin, einem Fräulein von Colomb. Im Jahre 1811 war er General-Lieutenant geworden und 1812 und 1813 hatte er, beauftragt mit der Besitznahme von Erfurt, Mühlhausen und Münster, und dann als Gouverneur von Münster durch sein menschenfreundliches, zutrauliches Wesen manche Schwierigkeiten und Härten des neuen Zustandes der Bewohner beseitigt. Auch als Schriftsteller trat nun Blücher auf. Er ließ 1796 sein Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein erscheinen, welches Sachkundige zu den besten Werken dieser Art zählen, ein lebendiges Abbild seiner ritterlichen Kriegsthaten, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. — Im Jahre 1805 schrieb er die schon durch ihren Titel und die darin ausgesprochene Grundidee merkwürdige Schrift: Gedanken über Formirung einer preußischen Nationalarmee, in welcher er schon damals fordert, jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden.

An dem unglücklichen Tage von Jena hatte Blücher in noch untergeordneter Stellung an der Spitze von 25 Es-

kadronen Kavalerie und einiger reitenden Batterien, über welche man ihm erst auf dem Schlachtfelde den Befehl anvertraute, das Seinige gethan. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet. Als der ungeordnete Rückzug und die Auflösung der Armee erfolgte, führte er vermittelst einer kühnen Kriegslist 5000 Mann mitten durch die feindlichen Reiterdivisionen Klein und Lasalle hindurch und zog noch das weimarsche Corps unter dem Herzog von Braunschweig-Oels an sich. Um einen Theil der feindlichen Heeresmacht von dem Herzen der Monarchie und von den wenigen dem König übrigen Truppen bis zur Ankunft der Russen abzuziehen, warf er sich nun mit seinen 15,000 Mann nach Mecklenburg; alsbald aber, durch Murat, Soult und Bernadotte von 80,000 Mann umzingelt, mit Verwerfung aller ihrer Kapitulationsanträge, nach Lübeck. Da aber die schlecht befestigte Stadt, trotz aller Gegenwehr und des unermüdlichen persönlichen Kampfes des Anführers, selbst noch in den Straßen der Stadt, von der feindlichen Uebermacht erstürmt war, mußte er endlich in Radkau, einem Dorfe bei Lübeck, ehrenvoll kapituliren. Doch verweigerte er hartnäckig, die Kapitulation zu unterzeichnen, bis ihm die ungewöhnliche ausdrückliche Hinzufügung gestattet wurde, „daß er nur deswegen kapitulire, weil er weder Munition noch Brod und Fourage habe". „Ihm wurde" — so berichtet Varnhagen von Ense über Blüchers Theilnahme an diesem unglücklichen Kriege — „in den Augen des Kriegers nur Achtung und Bewunderung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem Pfade sich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht. Seine Truppen hatten sich tapfer, ausdauernd bis

zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden konnte. So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volks vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarstadt tief gefühlt wurde (und wo Blücher die Zeit seiner Kriegsgefangenschaft verlebte), und in Lübeck selbst zeigte die Menge für ihn und seine Krieger ihre Theilnahme, ihren Eifer. Der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise; ja, er setzte sie oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor den Gefährten einräumte, die nicht das Glück gehabt, unter Blüchers Befehlen zu stehen". Eine Einladung von Bernadotte, mit ihm spazieren zu fahren, lehnte Blücher, dem das Franzosenthum in Deutschland, seitdem es so offenbar selbst der fremden Unterdrückung diente und huldigte, verhaßt war, und in dessen Hause auch von den Seinigen kein Französisch gehört wurde, mit der Entschuldigung ab, „er spreche nicht französisch und sey zu alt, es zu lernen".

Wir brauchen hier nicht auszumalen die ganze Reihe trauriger Ereignisse, welche die Schlacht von Jena eröffnete, die fast unbegreifliche moralische Zerrüttung, welche sie zu Tage brachte, die völlig vertheidigungslose Uebergabe der Festungen Hameln und Nienburg, Erfurt und Magdeburg, Spandau, Stettin und Küstrin, Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz, den Einzug der Feinde in Berlin und ihren Empfang daselbst, die Zerstückelung der preußischen Monarchie, die höchst drangvolle Lage des durch die russische Alliance geretteten, vom Feinde ausgesogenen und militärisch besetzten übriggebliebenen Theils und die Unterdrückung von Deutschland. Es sollte der Welt offenbar werden, daß zahlreiche wohldressirte Heere und treffliche Festungen, daß gefüllte Schatzkammern und ein äußerlich sehr ausgebildeter, wohlgeordneter Staats-

mechanismus, daß selbst, was unendlich höher steht, ein vortreffliches Fürstenhaus mit allgemein und laut ausgesprochener Liebe und Verehrung für dasselbe, daß geistige Bildung und wohlerworbener Kriegsruhm — daß alles dieses noch nicht genügt, um einen Staat gegen große, oft lange verborgene Gebrechen und in der Stunde großer Gefahr gegen den Untergang zu schützen. Es sollte, größer im furchtbarsten Unglück, als je im glänzendsten Glück, dasselbe Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 der Welt zeigen, wodurch die wahren, unzerstörbaren Staatskräfte wachsen, wodurch selbst kleine, an materiellen Mitteln schwache Staaten unüberwindlich und siegreich werden, und, sofern sie dem aufgefundenen rechten Wege treu bleiben, in glorreicher Entwickelung fortschreiten können. Mit rühmlicher Weisheit und eines reinen Willens sich bewußt, suchte die Regierung nicht, wie die Thoren, in Anderen und in Zufälligkeiten, sondern im Inneren des Staates selbst, die Quellen so großen öffentlichen Unglücks und in völliger Selbsterkenntniß die Bedingung der Herstellung. Muthvoll ließ sie Wort und Schrift zur lauten, oft bitteren Enthüllung aller wahren und vermeintlichen Gebrechen und Fehler der Behörden und der Einrichtungen, der Verfassung und der Verwaltung frei. Energisch begründete und vorbereitete sie dann durch Stein und Scharnhorst in diesen wenigen Jahren, mit den beschränktesten Mitteln, in der durch den übermüthigen Feind beengtesten Lage Alles, was 1813 bis 1815 die glorreiche Befreiung und Wiedergeburt möglich machte, Alles, was noch jetzt der Stolz und die Hoffnung Preußens ist, dessen Dauer und weitere Entwickelung, nach dem Wort eines der edelsten seiner Staatsmänner, dem Staate die Bürgschaft leisten sollte, daß ihm niemals ein neues Jena gefährlich oder nöthig sey. Durch die Befreiung des Bauernstandes von der Unterdrückung des Feudalismus, durch die freie Städteordnung, durch die Gleichheit der öffentlichen Pflichten und Rechte, und endlich durch die ausdrückliche Verheißung einer repräsentativen Provinzial- und Reichsverfassung

(Edikt vom 28. Oktober 1810) wurde der Nation eine allgemeine freie staatsbürgerliche Verfassung vorbereitet und verbürgt. Durch die einstweilen dem Wesen nach schon gewährte Freiheit des Wortes und der Schrift, durch die neue Gründung von Universitäts- und Schuleinrichtungen im liberalsten Geiste wurde der Nation die geistige Erhebung und Waffe gegeben. Das Zerbrechen des schimpflichen Stocks, der bei Jena als so nichts vermögend sich gezeigt hatte, die für alle Bürger gleiche und unablösliche Waffenpflicht und die Landwehr endlich gaben ihr die treffliche kriegerische Wehrordnung. Der Grund von Preußens, von Deutschlands Unglück und Schmach, Feudalismus und Verfassungslosigkeit, und die Aufgabe der neuen Zeit waren also klar erkannt. Licht und Recht, Freiheit und Ehre wurden überall als der Preußen Losungsworte erklärt. Und wahrlich, nicht etwa, weil die vorzüglichsten Wiederhersteller der Größe Preußens, Stein, Scharnhorst und Blücher, ebenso wie Hardenberg, zufällig in anderen deutschen Ländern geboren waren, sondern weil man tief erkannt hatte, daß für Preußen nur durch deutsche Kultur und Freiheit, durch das Vorangehen in ihnen und in freier inniger Verbindung mit Deutschland, Sicherheit und Gedeihen sey, huldigte man in Wort und Werk auch dieser Idee. Mit solchen Waffen konnten die Regierung und ein Bund begeisterter Vaterlandsfreunde, der Tugendbund, durch allgemeine Verbreitung einer moralischen Erhebung der Nation unter den Augen des argwöhnischen, die Landesfesten besitzenden Feindes, die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten.

Blücher war bald nach seiner Gefangennehmung, seinen dringenden Bitten gemäß, gegen den von Schill gefangenen Marschall Victor ausgewechselt, von dem König mit dem schwarzen Adler belohnt und zu einer kühnen Unternehmung nach Pommern entsendet worden. Der Friede zu Tilsit hinderte sie. In der Umgebung des Königs, ar-

beitend im Kriegsdepartement, dann Generalgouverneur von Pommern, stets auf gleiche Weise stimmte Blücher ein in die Richtung des neuen Preußens, suchte er Vertrauen und Muth und kriegerische Tüchtigkeit zu verbreiten. Ihm wurde daher eben so, wie Stein, die Ehre, von dem übermüthigen Sieger als einer der Männer bezeichnet zu werden, die, weil er sie fürchtete, die preußische Regierung außer Dienst setzen mußte. Blücher, der schon, bald nachdem, nicht seiner Neigung gemäß, der baseler Friede geschlossen war, immer auf's Neue durch Briefe an den König und durch mündliches Wort zum Krieg gegen den Unterdrücker Deutschlands getrieben, trieb jetzt auf's Neue und lebhafter, sobald die erste Möglichkeit dazu kam. Schon 1808, wo er kränklich war, antwortete ihm Scharnhorst auf solche neue Mahnungen und Vorschläge: „Ihr Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht. Ich sehe es, was Alle sagten, Ihr Geist hat nicht gelitten. Sie sind unser Anführer, unser Held, und müßten Sie auf einer Sänfte uns vorangetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück". Als Schill 1809 seine kühne Unternehmung begann, hatte Blücher, auf ihre Billigung hoffend, bereits kriegerische Vorbereitungen gemacht, mußte sie aber, dem königlichen Befehl gemäß, einstellen.

Von Jahr zu Jahr war unterdessen Napoleons Uebermacht angewachsen. Doch hatte er noch immer durch die unter ihm überall und auch in dem rheinischen Bunde nach dem Beispiele Frankreichs bewirkte wohlthätige Zerstörung des Feudalismus und die Einführung der Gleichheit öffentlicher Pflichten und Rechte, sowie durch die scheinbar freien ständischen Verfassungen, die er in Frankreich bestehen ließ, in allen von ihm gestifteten Staaten, in dem Königreiche Westphalen, in den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, in Holland wie in Polen, ja selbst in Spanien und Italien einführte, eine sehr große Zahl selbst der edelsten Männer — ich nenne nur Johannes Müller — getäuscht und dadurch vor-

züglich eine große Kraft für sich gewonnen. Wer dieses übersieht, kann diedamalige Zeit nicht verstehen. Auch das Schreiben an den Fürsten Primas, wodurch Napoleon feierlich protestirt, daß man etwaige Willkür der Rheinbundsfürsten ihm zuschreibe, seine sorgfältige Schonung der deutschen Unterrichtsanstalten, namentlich der akademischen Lehrfreiheit, und Anderes beweisen deutlich, daß er den Glauben: Freiheit und Fortschritt seyen auf seiner Seite, zu würdigen wußte. Doch bei jeder Zunahme der Macht zerstörte sein despotischer Uebermuth immer mehr diese Täuschungen, und das durch seine Freiheit allein unbesiegbare Britannien rüstete zur Rettung Europa's immer neue Kämpfer. Da erschütterten endlich die ungewöhnlich frühe Winterkälte, der Brand von Moskau und vor Allem die so höchst unpolitische Täuschung der gerechten Erwartungen der Polen auf alsbaldige Wiederherstellung ihrer Freiheit, welche ihm sicheren Rückzug und neue Hülfsquellen geboten hätte, seine Macht, und der General York gab mit kühner Seele das Signal zum allgemeinen Befreiungskrieg.

Er begann. Aber es ist nöthig, um die Geschichte gegen Verfälschungen zu vertheidigen, und um Blüchers Wirken zu verstehen, sich deutlich zu erinnern, wie er begann. Zum ersten Male seit der französischen Revolution eröffneten die ein Vierteljahrhundert hindurch immer und immer besiegten Regierungen den Kampf mit dem Losungswort, nicht bloß der Sicherung der Thronrechte und der äußeren, sondern auch der inneren staatsbürgerlichen Freiheit. Herüber von der bisher unbesiegbaren feindlichen Macht und auf ihre Seite beschwuren sie jetzt die moralische Kraft der großen Idee der Zeit, die Kraft der Freiheit und der öffentlichen Meinung siegskräftiges Panier. Die verbündeten Monarchen eröffneten den Krieg durch die gemeinschaftliche feierliche Proklamation von Kalisch vom 25. Marz 1813. Darin erklären sie: „Daß sie, dem Wunsche des deutschen Volkes begegnend, jeden Deutschen

auffordern, sich anzuschließen und zu kämpfen mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben für die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands und für die Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitgemäßer Gestaltung, welches allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleibe und in seinen Grundzügen und Umrissen möglichst aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes hervorgehen solle, damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern dastehe". „Für diesen Zweck — so erklären sie, so erklärt namentlich auch Fürst Metternich noch zwischen dem ersten und zweiten Kriege auf dem wiener Kongreß — „für diesen Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und alle Staaten, welche der großen Alliance sich anschlossen, erklärten sich schon durch ihren Beitritt für denselben Zweck". Dieser Zweck wird eben so oft wiederholt, von allen Regierungen einstimmig auch bezeichnet „als eine der öffentlichen Meinung, dem Zeitgeist und der Erwartung der Zeitgenossen, als den allgemeinen Wünschen und gerechten Ansprüchen der deutschen Nation, entsprechende nothwendige Festsetzung und Sicherstellung der staatsbürgerlichen Rechte und ständischer Verfassungen, mindestens mit den Rechten der Preßfreiheit, der Steuerbewilligung, der Zustimmung zu den Landesgesetzen und der Verantwortlichkeit der Staatsdiener". Und als 1815 der neue, gefährliche Krieg drohte, da nahm man schnell auf dem wiener Kongreß die über den Länderstreit fast vergessene deutsche Verfassungssache wieder vor. Da erklärten alle Regierungen eben so einstimmig: „daß unter den dringenden Umständen der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zusicherung dieser Rechte in der, wenn auch noch unvollständigen Bundesakte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft und Freudigkeit den neuen Kampf zu beginnen, über diese Rechte beruhigt werden, daß sie zur Ueberzeugung gelangen müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, so wie die neuen Anstrengungen für ihre theuersten Interessen, für

ihre unverjährbaren Rechte geleistet und erheischt würden". Mehrere Regierungen ertheilten jetzt ebenfalls unmittelbar vor Eröffnung des neuen, schweren Krieges ihren Völkern noch besondere ähnliche Zusicherungen, Versprechungen wahrer, zeitgemäßer Konstitutionen oder Repräsentativverfassungen, so z. B. die Könige von Bayern und von Würtemberg, der Großherzog von Baden. So auch der König von Preußen (dessen Bevollmächtigte in ihren 5 Entwürfen zur Bundesverfassung stets jene obigen Rechte im ausgedehntesten Umfang als wesentlich erklärten) in der neuen Zusage einer reichsständischen repräsentativen Verfassung durch das königliche Edikt vom 22. Mai 1815, und durch die Besitzergreifungspatente der alten und neuen Provinzen. Wohl also konnten später am deutschen Bundestage die Gesandten sich in Beziehung „auf eine allgemeine, baldmöglichste Begründung ständischer Verfassung, die an sich schon den Rechten gemäß sey", auf diese feierlichen Grundverträge der Regierungen mit der Nation und den Bürgern, „auf die Zusagen, welche den Völkern während des Freiheitskriegs laut und öffentlich gemacht wurden", berufen und erklären, „daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker befreit und die Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge".

Ueberall wurde dabei die öffentliche Meinung als Leitstern für die Regierungen feierlich anerkannt und an die Spitze gestellt. Blücher aber, der Feldherr der Verbündeten, erließ den 23. März 1813, bei dem Vorrücken ihrer Heere in Deutschland, eine Proklamation zunächst an die Sachsen, „seine deutschen Mitbürger oder seine deutschen Brüder, mit welchen er gemeinschaftlich für Vaterland und Freiheit kämpfte." In dieser Proklamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die napoleo-

nische Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachsen wird sogleich auch die Verheißung verwirklicht. In der That wurde fast überall, wohin sich die Herrschaft der verbündeten Armeen erstreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des so höchst liberalen rheinischen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der verbündeten Heere erklärte, sagte er noch später zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten pariser Frieden: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sey; ich nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr ist, so mögen Sie Alles drucken lassen. Aber, das sage ich Ihnen, wahr muß es seyn".

Schon vor dem Befreiungskriege hatten aber auch die Schriftsteller, welche für die zukünftige Befreiung Deutschlands zu wirken suchten, und von welchen im Kriege nicht wenige in bedeutender öffentlicher Wirksamkeit auftraten, stets auch für freie Verfassung als einen Haupttheil und eine Grundbedingung der Befreiung gesprochen. Selbst Herr von Gentz in Berlin hatte in seiner berliner Monatsschrift (z. B. Bd. II., S. 276 flg.) mit Begeisterung sogar auf die nordamerikanische Freiheit „und ihre beispiellosen, glücklichen Folgen als Pflanzschule von Weisheit und Kraft für unseren alternden Erdtheil hingewiesen, die höchstmögliche, bürgerliche Freiheit als den letzten Zweck, als das Ideal jeder politischen Verbindung" erklärt und „die Zerstörung der durchaus verderblichen, mittelalterlichen und feudalistischen Verhältnisse, als die höchste Wohlthat, als die wesentliche Aufgabe der Zeit" gepriesen. Hr. v. Gentz erklärte in diesen Ausführungen auf eine für die historische Auffassung jener Zeitverhältnisse eben so bezeichnende Weise insbesondere auch die von ihm schon in der berühmten Zuschrift an Se. Majestät den König von Preußen so energisch geforderte Preßfreiheit „als unzerstörbares Recht gesitteter Völker, ihre Beeinträchtigung nicht bloß als muthlos und als politisch verderblich, sondern als die schwerste Rechtskränkung, als Beleidigung der Menschheit, ja als absichtliches (?) Hinderniß

menschlicher Vervollkommnung als frevelhaftes und zugleich fruchtloses Bestreben, als ein Bestreben, welches zuletzt unvermeidlich den Haß Derer, gegen die es gerichtet ist, und ihrer Neigung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erwecken müsse". Und Friedrich von Schlegel hatte in seinen offentlich zu Wien vor zahlreichem Publikum gehaltenen Vorträgen über die deutsche Geschichte überall die freie Verfassung als die Grundlage der Größe der Staaten, ihre Zerstörung als Grund ihres Unglücks nachgewiesen und eine Staatsform ohne freie ständische Verfassung geradezu eine Unform genannt. Gleiche Grundideen sprachen vollends jetzo die wahrhaft zahllosen Flugschriften und die vielen in ganz Deutschland begierig gelesenen liberalen Tageblätter und Zeitschriften aus, welche, veranlaßt, ermuntert, belobt von den Fürsten, ihren Ministern und Feldherren, oder ohne dieses, als freiwilliges Kontingent zur großen heiligen Nationalsache und zur Verstärkung der öffentlichen Meinung von einzelnen Schriftstellern ausgingen. Wir erinnern beispielsweise an den preußischen Korrespondenten, vom geh. Staatsrath Niebuhr redigirt, an die allgemein gelesenen deutschen Blätter, auf höhere Veranlassung und unter der Mitwirkung der geachtetsten Staatsmänner zuerst in Leipzig, dann in Freiburg (hier von K. v. Rotteck) herausgegeben, an den Rheinischen Merkur von Görres, die Nemesis von Luden, an die Schriften von Jahn, Arndt, Kohlrausch und so viele andere. Die Forderungen der Freiheit, von Tacitus an in Deutschland nie verstummt, verstärkt durch die Reformation, durch die Begeisterung für die ersten Ideen der französischen Revolution, dann durch die Bewunderung der englischen Verfassung, welche Britannien unbesiegt erhielt und Europa rettete, wurden jetzt auf's Neue wieder in der ganzen Nation vernommen. So allgemein hatte die Idee verfassungsmäßiger Freiheit in Europa gesiegt, daß selbst Spanien, welches jetzt, nächst England, am meisten Allen als Vorbild galt, vor Allem sie in seinem Befreiungskampf hergestellt hatte, und daß die Monarchen

unmittelbar nach dem Sieg ihre Wiederherstellung selbst für die besiegten Franzosen und Polen begründeten und schützten. Ja, es befanden sich während des Freiheitskrieges Schriftsteller und Freiheitsredner in den großen Hauptquartieren angestellt, so Arndt in dem der Hauptarmee, August Wilhelm Schlegel in dem der Nordarmee, Steffens in der Armee von Blücher. Der Verfasser dieser Zeilen war Zeuge, daß Blücher selbst mit seinem ganzen Generalstabe den Freiheitsreden, welche Steffens in Gießen (später in Marburg, überhaupt in den Umgebungen des Hauptquartiers) an die Bewohner, die Beamten, die Professoren, die studirende Jugend hielt, durch persönliche Gegenwart höheres Gewicht gab.

So wurde also wirklich auf jede denkbare Weise die allgemeine Begeisterung und das Vertrauen auf die verheißene wahre, innere wie äußere Freiheit genährt. Es wurden durch diese Begeisterung Männer und Frauen und die freien Vereine derselben, es wurde das Volk und die Gebildeten, welche als Freiwillige ihre höhere, begeisterte Stimmung den Heeren mittheilten, zu Opfern jeder Art bestimmt. Es wurde durch Landwehr, Landsturm und Freischaaren das Volk bewaffnet und trotz aller früheren Leistungen und Opfer, ohne Mühe für die Regierungen, in kürzester Frist die größten Kriegerschaaren, welche deutsche Länder jemals aufstellten, zusammengebracht und ihre treffliche Ausrüstung bewirkt. Nur so, durch jenes Vertrauen, durch diese Begeisterung, nur durch solchen wahren Volkskrieg wurde der bisher unüberwindliche, noch immer an Mitteln überreiche Feind besiegt. Blücher aber wurde der Held des deutschen Volkskrieges.

Der tiefe, richtige Blick von Scharnhorst, der 1806 unter ihm diente, hatte den 71jährigen Greis dazu ausersehen, entgegenstehende Zweifel beseitigt und sich ihm als General-Quartiermeister beigesellt, in welcher Stelle, nach seinem Falle bei Lützen, Gneisenau ihm folgte. — Blücher und das vereinigte russisch-preußische Heer kämpften

ruhmvoll gegen Napoleon bei Lützen (2. Mai) mit 80,000 gegen 120,000, und bei Bautzen (20.—21. Mai) mit 90,000 gegen 140,000 Mann. Der Kaiser Alexander lohnte Blüchern nach der Schlacht von Lützen mit dem Georgenorden und mit der Erklärung: „Die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten Dienste, Ihr Eifer und glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre selbst verwundet nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt". In beiden Schlachten hatte man kein Geschütz verloren, eben so wenig als Gefangene, ja bei Lützen Geschütz genommen und das Schlachtfeld behauptet, und Napoleon erkannte mit Schrecken den neuen Geist in dem Heere. Dennoch mußte man zurückgehen. Blücher hatte dem guten Vernehmen der verbündeten Heere mit Selbstentsagung das große Opfer gebracht, den Oberbefehl dem russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, zu überlassen. Nun half sein Vorwärtsdrängen und das siegreiche Behaupten seiner Stellung nicht. Säumnisse und Mißgriffe konnte er nicht verhindern. Einen Augenblick eines interimistischen Oberbefehls während des Rückzugs nach Schlesien benutzte er sogleich, um den Feldzug vor dem großen Waffenstillstand (vom 4. Juni bis 17. August) mit dem glänzenden siegreichen Reitergefecht bei Heinau (26. Mai) ruhmvoll zu beschließen. Doch eine angebliche höchst wichtige Meldung inmitten des Unternehmens, welches russischer Seits nicht gern gesehen wurde, schien es vereiteln zu wollen. Sie berichtete ihm und seiner Umgebung höchst bedenklich, man müsse den Rückzug beschleunigen, bereits stehe Napoleon Blüchern im Rücken. Blücher, nicht der Mann, das begonnene Unternehmen durch Zweifel sich verderben zu lassen, und stets bedacht, auch die störenden Besorgnisse seiner Umgebung schnell und kräftig niederzuschlagen, antwortete höchst unwillig in seiner derben Soldatensprache: „Steht er mir im Rücken, nun, so ist mir's recht angenehm, da kann er mich ja gerade-

wegs — — — Vorwärts, Kinder!“ Und schnell war der Sieg entschieden. Mit einem Verlust von nur 80 Todten und Verwundeten waren über 1500 Feinde niedergehauen, 400 Gefangene und 11 Kanonen genommen, die Stimmung der Seinen gehoben und dem verderblichen Nachdringen des Feindes ein Ende gemacht.

Auch nach dem Waffenstillstand, ja während des ganzen Feldzugs, waren Blüchers Verhältnisse schwierig und ungünstig genug. Napoleon war der allgewaltige, von sich allein abhängige Gebieter seines großen, ihm unbedingt gehorsamen Heeres und aller seiner Unterfeldherren. So nicht Blücher. Sein Heer war zusammengesetzt aus Russen und Preußen und seine Unterbefehlshaber, Langeron, Sacken, York, hatten zum Theil schon selbst das oberste Kommando geführt. Dazu nun neben ihm und seiner nicht sehr großen sogenannten schlesischen Armee rechts in der Mark die weit stärkere Nordarmee unter Bernadotte oder dem Kronprinz von Schweden, und links in Böhmen die noch größere Hauptarmee mit dem Oberbefehl über alle Heere unter Schwarzenberg und den Monarchen. Verderbliche Störungen durch Eifersucht und Mißverständnisse schienen da unvermeidlich. Gleicher Eifer, gleiche Treue, selbstentsagende Unterstützung, wie Blücher sie stets leistete, begegneten ihm fast niemals. Ja, in einer Zusammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Trachenberg (9. Juli) hatte man ohne sein Wissen beschlossen, sein Heer solle für sich allein gar nicht schlagen, sondern nur zur jeweiligen Unterstützung der beiden anderen Heere bereit bleiben. Und dieses war sogar seinem Unterbefehlshaber Langeron zur Nachachtung mitgetheilt. Als er es endlich von Barclay de Tolly (11. August) selbst erfuhr, da mußte man freilich auf seine Erklärung: „daß er lieber das Kommando niederlege“, wenigstens mündlich die Sache zurücknehmen. Dieses aber erfuhr Langeron nicht, und dieser vereitelte ihm nun durch eigenmächtiges Zurückgehen seine beschlossenen Schlachten, und selbst noch in der Schlacht an der Katzbach einen

Theil seines Planes. Doch begeistert und aufopfernd für die große Sache, höchst klug und zugleich stets ohne Eifersucht und gutmüthig nachgebend, unerschütterlich fest aber, wo es galt, besiegte er stets alle Schwierigkeiten.

Nach dem Waffenstillstande zog Napoleon von Dresden aus zuerst gegen Blücher, um mit großer Uebermacht sein Heer zu vernichten (20. August). Aber Blücher zwang ihn durch kluges Ausweichen und gute Stellungen, zurückzugehen. Alsbald aber drang nun Blücher selbst gegen Macdonald und seine drei Armeecorps vor, und die glänzende Schlacht an der Katzbach am 26. August, demselben Tage, wo die große Hauptarmee vor Dresden unglücklich focht, dieser erste große Sieg gab das Signal zu den bald folgenden Siegen. Glänzend hatte sich Blüchers schneller Entschluß, seine persönliche Sicherheit, sein feuriges Vorwärtsstreben bewährt. Der anfängliche Plan, die Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach zu schlagen, wozu bereits die Anstalten getroffen waren, wird durch zuvorkommendes Uebergehen des Feindes auf das rechte Ufer vereitelt. Schnell ist der neue Plan gefaßt und die Anordnung der Armee verändert. Die Unruhe der Seinigen aber beseitigt Blücher, indem er sie glauben läßt, Alles gehe nach Wunsch und Berechnung, durch die Worte: „Nun haben wir genug Feinde vorübergelassen: jetzt vorwärts, Kinder, d'rauf los!" Als es sich auf einem Punkte zum Schlimmen zu wenden scheint, ist er mit den Worten: „Ich werde sie gleich 'mal anders fassen, laßt mich nur erst unter sie kommen", so wie es stets seine Freude war, selbst an der Spitze einer Reiterschaar. Siegreich geht's voran. Und bald ruft es ihm von allen Seiten, wo er sich naht, den Eifer zu befeuern und Vorwärts, Vorwärts zu treiben, fröhlich entgegen: „Aber hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" Und 2 Adler, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen, 300 Pulverwagen waren erbeutet. Mit einem eigenen Verlust von nur 1000 Mann hatte er dem Feinde einen Verlust von 30,000 beigebracht. Fast nur mit dem Bajonett und dem Gewehrkolben hatten die tapfe-

ren Landwehrmänner gekämpft. Von Knielingswalde aus rief er seinem Heere zu: „Schlesien ist vom Feinde befreit, lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und für den uns verliehenen herrlichen Sieg danken".

Bald erfolgten jetzt auch die Siege der beiden anderen Armeen bei Culm und bei Dennewitz. Blücher, schnell durch die Lausitz voraneilend, strebt das ganze Heer der Verbündeten zum Vorgehen über die Elbe zu bestimmen und so den Feind aus seinem herrlichen Standort Dresden herauszuzwingen, dessen Trefflichkeit auch Friedrich erkannt hatte und von wo jetzt der Kaiser mit Uebermacht bald auf dieses, bald auf jenes der einzelnen Heere vernichtend sich zu werfen suchte. Blüchern war der schöne Name „Vorwärts" geworden, ein Name, bald Volk und Heer durchdringend und verbindend, von siegreicher Kraft. Doch die Zögerungen der anderen Heerführer kann das bloße Wort nicht besiegen. Da beschließt er durch sein eigenes Vorangehen sie nachzuziehen. Die abermals versuchten Angriffe des Kaisers (4. und 22. September) hatte er durch kluges Ausweichen und feste Stellungen vereitelt. Vom Kronprinzen von Schweden hatte er endlich die Zusage, daß er mit ihm (am 3.) die Elbe überschreiten wolle. Aber das Wort bleibt unerfüllt und durch die Säumniß des Nordheeres steht Blüchern allein alle Macht des Feindes auf der anderen Seite des Flusses entgegen, so daß Blüchers Unterfeldherren zweifeln und abrathen. Dennoch aber wagt Blücher bei Wartenburg (3. Oktober) den kühnen, heldenmüthig durchgeführten siegreichen Uebergang. So zieht er den Kronprinzen sich nach und mit dem französischen Kaiser, der ihnen folgen muß, endlich auch die zögernde Hauptarmee. Zwar den Kronprinzen kann er kaum abhalten, einer feindlichen Kriegslist folgend, wieder über die Elbe zurückzugehen. Ja, dieser versucht, jedoch vergeblich, vermöge einer angeblichen Oberbefehlshabergewalt, ihn nachzuziehen. Auch vermag Blücher, der jene Kriegslist richtig beurtheilt hatte, als der

Kronprinz sein Vorhaben endlich gezwungen aufgab, den allzuvorsichtigen, durch keine Nachgiebigkeit, durch kein williges Uebernehmen der schwersten, undankbarsten Stellung bei keinem Entschluß einer gemeinschaftlichen Schlacht festzuhalten. Selbst die endlich auf solche Bedingungen für den 11. Oktober zugesagte Hülfe bleibt abermals aus. Dem jetzt aus dem großen Hauptquartier eintreffenden Befehl, von der Saale wieder zur Elbe zurückzugehen, setzt Blücher dennoch glücklichen Widerspruch entgegen. Er nöthigt vielmehr auf diese Weise das Hauptheer nun selbst zur Nachfolge und führt den Kampf seiner ersten glorreichen Entscheidung bei Leipzig entgegen. Den 16. beginnen die Verbündeten, in weitem Kreise Leipzig und das französische Heer umgebend, den Angriff. Bei Wachau und Lindenau hatte das tapfer kämpfende Hauptheer gelitten und die Siegesglocken in Leipzig ertönten. Da macht Blüchers glänzender Sieg bei Möckern, den er bei neuer Unthätigkeit des Kronprinzen allein gewonnen, sie gänzlich verstummen und der Sieg des 18. ist vorbereitet. Die Waffenruhe am 17. unterbricht nur er, indem er den Herzog von Padua schlägt und nach Leipzig treibt. Am 18., am Tage des allgemeinsten, ruhmwendigsten Kampfes, überläßt Blücher mit abermaliger großer Selbstverleugnung dem Kronprinzen die bessere Stellung, ja, um ihm nun jeden Vorwand zu entziehen, bewilligt er die höchst unbillige Forderung, von seiner so sehr geschwächten Armee ihm 30,000 Mann zu überlassen. Doch will er sie, um sie nicht zu verlassen, unter dem Kronprinzen selbst kommandiren. Als nach vergeblichem Widerspruch der Kronprinz die Partha nur in weitem Umwege über die Brücke bei Taucha passiren will, wobei die ganze Armee unmöglich hätte zur Schlacht kommen können, ist er mit seinen 30,000 Mann schnell bei Mockau durch das Wasser am jenseitigen Ufer und läßt dem Kronprinzen sagen: „er sey über“. So ist er auch hier voran und längst in siegreicher Arbeit, als die Schweden anlangen. Seine Kühnheit, Zuversicht und entschlossene That belebt, reißt Alle mit sich fort.

Auch am 19. ist seine Armee die erste, die stürmend in Leipzig eindringt. Auf dem Marktplatze umarmt ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Retter von Deutschland!“ und führt ihn dem gerührten Danke seines Königs entgegen. „Durch Ihre Siege“, erklärt ihm dieser, „mehren Sie Ihre Verdienste um das Vaterland schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit folgen kann“. Er ernannte ihn zum Feldmarschall, der Kaiser von Oesterreich zum Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Alexander, der keinen Orden mehr für ihn hatte, schmückte ihn mit reichem Ehrendegen. Nach der Schlacht ist Blüchers Armee in der Verfolgung des Feindes voran und erbeutet neue Trophäen, besonders bei Freiburg an der Unstrut. Da Wrede mit der bayerisch-österreichischen Armee dem fliehenden Feinde auf der Straße nach Mainz sich entgegenstellt, so eilt ihm Blücher von Fulda aus, um ihm die Straße nach Koblenz abzuschneiden, nach Gießen zuvor, wo er nun sein Hauptquartier nimmt. Hier wurde sein Einzug angesagt, nachdem man kaum die Berichte von der Schlacht bei Leipzig gelesen. Der Form nach also zog er noch als Feind ein. Aber schon lebte sein Name in aller Deutschen Herzen. Der hessische und zugleich französische Kommandant, der Universitätsrektor und der Regierungspräsident aber verboten am Morgen des Einzugs durch Ausschellen und Anschlag unter Androhung „schwerer Ungelegenheiten“ jedes Zeichen des Beifalls. Man denkt sich leicht die Wirkung solcher Abgeschmacktheit, die natürlich auch Blücher noch vor dem Einzug erfuhr. Nie werde ich den unaussprechlichen, und doch von allen Ständen und Altern und Geschlechtern, von den Bewohnern und Umwohnern, so tausendfach und zum Theil auf die rührendste Weise ausgesprochenen Seelenjubel bei diesem Einzuge vergessen, niemals den ergreifenden Eindruck der Persönlichkeit des greisen Helden von heroischer Gestalt, mit dem schön und edel geformten Haupt und Antlitz, mit dem scharfen und doch freundlichen Blick, nie so manches erhebende und treffende Wort des eben

so wohlwollenden als kräftigen Kriegers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Gießen. Manche hielten Unannehmlichkeiten für jene französisch gesinnten Männer für möglich, doch Blücher strafte sie nach seiner Weise nur mit einem derben Wort. Er lud sie, als sie ihm aufwarteten, zur Tafel für denselben Abend. Und als nun an dieser, welche offen gehalten wurde, der Champagner kam, erhob er sich und mit diesen Gästen, von welchen der Rock des einen noch die Stelle zeigte, wo der Stern der schnell abgenommenen Ehrenlegion gesessen hatte, anstoßend, sagte er: „Nun, meine Herren, meine Lieblingsgesundheit: Gut deutsch oder an Galgen!“

Blücher aber hielt mit dem Rückzug der Franzosen über den Rhein die Aufgabe noch keineswegs für vollendet. Ihm war klar — und er sprach es schon jetzt bestimmt aus, bald nachher auch in den Proklamationen an sein Heer vom 30. December und an die Franzosen vom 1. Januar, sowie in der merkwürdigen Rede an die Deputation von Nancy (17. Januar) und der Proklamation von Laon (13. März) — daß Napoleon fallen müsse, daß man ihm und seinen Anhängern, ehe sie neu gerüstet seyen, den Kampf auf Leben und Tod, den übrigen, den friedlichen Franzosen, Friede und Freiheit ankündigen müsse. Paris war sein Ziel. Er fürchtete die Wirkung der verschiedenen russischen, schwedischen, österreichischen, deutschen Interessen und Ansichten, die Intriguen und Schwächen der Zaghaftigkeit und unzeitigen Friedensliebe, wovon man bereits die Anzeichen sah. Vielen waren die Erfolge zu groß, um sie schnell und ganz als wohlerworben zu benutzen. Blücher drängte im Hauptquartier, wo bald die Unterhandlungen mit Napoleon begannen und durch lautes, kräftiges, oft sehr derbes Wort, durch die für sich und sein: Vorwärts in Anspruch genommene begeisterte öffentliche Meinung. Das erste Glas Rheinwein leerte er in Gießen, wie anderwärts, auf raschen Uebergang über den Rhein! und das derbe Wort des ruhmgekrönten Feldmarschalls gegen die Zaghaften schlug doppelte Wunden, da die öffentliche Meinung so entschieden für ihn war. Noch mehr aber brachte

er diese öffentliche Meinung dadurch zur Sprache und Wirksamkeit, daß er am 6. November von seinem Hauptquartier zu Gießen aus ohne Weiteres den Zug nach Frankreich über Köln begann. Freilich erreichte ihn am 11. schon der Eilbote mit dem bestimmten Gegenbefehl. Seine Armee mußte wieder zurückgehen. Doch blieb der Eindruck seines Unternehmens und es halfen ihm seine Energie und sein ferneres persönliches Wirken zu Frankfurt und die immer stärkere Gewalt der öffentlichen Meinung endlich zum Sieg.

Nachdem er vorher den Feind so, wie bei Wartenburg, durch Kriegslist getäuscht, überschritt seine Armee am 1. Januar 1814 mit dem Schlage 12 Uhr, unter dem Lärm der Neujahrsnacht gleichzeitig bei Mannheim, Caub und Koblenz den Rhein. Die Franzosen suchte er von Napoleon herüber auf die Seite der Alliirten zu bringen, indem er auf Napoleons Unterdrückung und auf die höchst merkwürdigen Vorgänge in Paris am 28. December 1813 verwies, wo nach Raynouards und Lainé's kräftigen Darstellungen der gesetzgebende Körper vom Kaiser Wiederherstellung der Freiheit gefordert, der Kaiser aber den gesetzgebenden Körper nach Hause geschickt und sich den einzigen Repräsentanten Frankreichs genannt hatte. Die friedliche Schonung gegen die französischen Bürger, welche Napoleon sich nicht anschließen wollten, empfahl er auf seine eindringliche Weise seinen Soldaten. „Die Bewohner — so sagt seine Proklamation — sind uns nicht feindlich gesinnt. Ich habe ihnen Schutz ihrer Personen und Sicherheit ihres Eigenthums versprochen. Ich that's in Eurem Namen. Ihr müßt's halten!“ Seine Armee, jetzt verstärkt durch das vierte und fünfte deutsche Armeecorps, nahm wieder die Mitte ein zwischen der großen Armee, welche zu seiner Linken, südlich von der Schweiz aus, vorrückte, und zwischen der Nordarmee, welche — jedoch zuerst wegen Bernadotte's Zaudern nur theilweise — zu seiner Rechten von den Niederlanden aus vorrücken

sollte. Wie früher Leipzig, so mußte nun Paris der Zielpunkt werden. Am 17. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 26. in Brienne, wo ihm ein Ueberfall persönlich große Gefahr brachte, aber den Zweck, seine Verbindung mit der Hauptarmee zu verhindern, nicht verfehlte. Schon wieder hatte er jetzt mit den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei im Hauptquartiere und gegen die Rückerinnerungen an den früheren Rückzug aus Frankreich während der Revolution zu kämpfen. Er trieb nach Paris und erbot sich, bei einiger Unterstützung durch die Hauptarmee, da sein Heer noch nicht vereinigt war, den Kaiser sogleich jetzt zu schlagen. Das Vertrauen der Monarchen und Feldherren übertrug ihm hierauf am 1. Februar über einen Theil der Hauptarmee, über die Truppen unter Wrede, Giulay und dem Kronprinzen von Würtemberg, den Oberbefehl für eine Schlacht bei Brienne oder la Rothiere. Er schlug. In schönem Vereine fochten die verbündeten Heerschaaren. Als es die Entscheidung galt, da rief Blücher: „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts: nun will ich Euch zeigen, was vorwärts heißt!“ Und an der Spitze einer tapferen Schaar sprengte er voran auf den entscheidenden Punkt, und das Dorf la Rothiere, Napoleons feste Stellung, ist genommen. Die erste Schlacht auf französischem Boden war gewonnen. Angesichts seiner militärischen Wiege war der große feindliche Feldherr von Blücher besiegt, hatte 3000 Gefangene und 82 Kanonen verloren und sah auf's Neue den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gefährlich untergraben.

Blücher, jetzt mit größerem Nachdruck nach Paris treibend, rückte an der Spitze seiner Armee mit Schnelligkeit an die Marne und, schon die Hauptstadt bedrohend, bis Meaux vor. Langsamer und weniger glücklich operirte die große Armee ihrerseits an der Seine. Aber mit der ganzen Kraft seines großen Geistes, durch sie reich an Hülfsmitteln und seine Heerschaaren durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen fast verdoppelnd, kämpfte der Kaiser.

Hätten die Idee der Freiheit und die französische Nation noch mit ihm gekämpft, hätte er es nur wagen dürfen, eine Volkswehr aufzubieten, wahrlich, in dem reichen, kriegsrüstigen Frankreich, 7 Mal größer, als das Volk, an dessen Spitze Friedrich siegreich gegen den größten Theil von Europa kämpfte, in demselben Frankreich, das in der Revolution noch ungerüstet, überall von auswärtigen und inneren Feinden besetzt, begeistert durch seine Freiheitsideen, sie alle so glorreich besiegte, der Sieg hätte sein werden müssen. Mit Blitzesschnelle von einem Heere der Verbündeten zu dem anderen eilend, benutzte er jede Blöße, jede Lücke. So warf er sich jetzt zuerst auf die blücherschе Armee, welche durch fehlerhafte und der Abrede zuwiderlaufende Bewegungen der Hauptarmee, ohne daß Blücher es wußte, auf der rechten Seite entblößt war und vereinzelt stand. Zuerst überraschte und schlug er den General Olsufieff bei Champaubert (10. Febr.), dann Sacken bei Montmirail (11. Febr.) und hierauf York bei Chateauthierry (12. Febr.), schnitt sie von dem Rest der Armee unter Blücher ab und warf sich auf diesen bei Joinvilliers und Etoges (14. Febr.). Er umzingelte dessen Heerhaufen dergestalt, daß nur das Durchschlagen in Quarrés einen durch die seltenste Geistesgegenwart bewundernswürdigen Rückzug gegen Chalons zu möglich machte. Ein französischer Berichterstatter (Koch, **Mémoires**) gesteht, daß die Franzosen die Geistesgegenwart Blüchers bei diesem Rückzug bewunderten. „Er sammelte", so fährt Koch fort, „sein Fußvolk mitten unter den Angriffen der Kavalerie, eine Sache, die so schwer gelingt, daß sie in gleichem Grade den Feldherrn und seine Soldaten ehrt". Bald bei der Vorhut, bald bei der Nachhut, war Blücher überall, wo die Feinde am dichtesten drängten. Aber so furchtbar sah er, trotz aller Ordnung des Rückzugs, die Seinigen fallen, daß er zuletzt im bitteren Schmerz jede, auch die nöthigste, Vorsicht für seine Person aufgab, auch als alle Ordonnanzen zu seiner Seite fielen, im stärk-

sten Kugelregen unbeweglich ausharrte und seines treuen Adjutanten, des Grafen Nostitz, Mahnung, sich zu retten, zurückwies, da sagte ihm dieser: „Nun, wenn Ew. Exellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu erzählen haben". Da sah ihn Blücher ernst an und mit den Worten: „Nun, Nostitz, so lassen Sie uns reiten!" trieb er sein Pferd an. Gleich darauf kamen Gneisenau und andere Offiziere und suchten den schon Vermißten. „Na, Gneisenau", rief er, schon wieder im Besitz seiner heiteren Zuversicht, Jenem entgegen — „nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit! Es wird nun schon wieder gehen; wir werden noch Alles wieder gut machen!" Die 4 vereinzelten Gefechte hatten 14,000 Mann, fast den 4. Theil der Armee, darunter 6000 Gefangene und 27 Kanonen gekostet und Napoleon berichtete nach Paris: „die blücherische Armee sey vernichtet". Doch schnell vereinigte nun Blücher in Chalons alle seine Heertheile mit sich und großmüthig sprach er in seinem Bericht seine Generale frei und nahm alle Schuld auf sich. Selbst die Führer der Hauptarmee verschonte er mit Vorwürfen, dachte vielmehr auf ihre Unterstützung und bot Schwarzenberg seine alsbaldige Unterstützung zu einer Hauptschlacht an. Es hätte tollkühn scheinen können, aber Blüchers Muth wuchs mit dem Unglück. Schwarzenberg war unterdessen mit dem Hauptheere allmählig bis gegen Fontainebleau vorgedrungen gewesen; im Fluge aber hatte Napoleon sich jetzt von Blücher, von der Marne zur Seine eilend, wieder auf das Hauptheer geworfen. Er schlug die Russen sogleich bei Nangis (17. Febr.) und die Würtemberger bei Montereau (18. Febr.) und am 19. war Schwarzenbergs Heer im vollen Rückzuge, doch hatte er Blüchern bereits geantwortet, wenn dieser noch mit 30,000 Mann am 23. in Mery zu ihm stoßen könne, so wolle er dort sich stellen und eine Hauptschlacht liefern. Blücher antwortete: „Ich werde schon am 21. mit 53,000

Mann und mit 300 Kanonen zur Stelle seyn". Und wirklich traf er am 21. noch zur rechten Zeit in Mery ein, um die wittgensteinsche Armee von einer großen Niederlage zu retten. Von den französischen Schriftstellern, die überhaupt öfters bemerken, da oder dort habe man an der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck der Bewegungen bemerkt, daß man es mit Blücher zu thun habe, berichtet hier Fain in seinem Geschichtsbuch: „Das ganze Heer Schwarzenbergs war im Zurückweichen. Ueberall stieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery setzte in Erstaunen. Man fragte, wer dieser trotzige Feind sey. Napoleon erfährt, es seyen Truppen von Blücher. Er will es nicht glauben, er meint, diese Truppen müßten noch 30 Stunden weit von hier weg seyn. Doch es war so; nun ist Alles begreiflich, nur nicht, wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben könnten, überhaupt so schnell wieder und jetzt hier auf dem Kampfplatz erscheinen konnten". Aber leider harrte Blücher in Mery vergeblich auf die Verfügung zur versprochenen Hauptschlacht. Er konnte Schwarzenberg nicht dazu bewegen. Schon hat dieser den Franzosen einen Waffenstillstand angetragen und man hoffte wieder auf die Friedensunterhandlungen auf dem Kongresse zu Chatillon. Schwarzenberg besteht darauf, seinen Rückzug bis nach Chaumont und Langres zu verfolgen. Vergeblich läßt ihn Blücher durch Grollmann beschwören, seinen Vorsatz aufzugeben. Ja, Schwarzenberg befahl Blücher, an diesen Rückzug sich anzuschließen, und förmlich ausgefertigt langte alsbald derselbe Befehl aus dem großen Hauptquartier an. Hätte Blücher gefolgt, so war der Feldzug verloren und ein unglücklicher, schimpflicher Rückzug aus Frankreich unvermeidlich. Schon hatte Napoleon das stolze Wort gesprochen: „Jetzt bin ich näher an Wien als die Feinde an Paris!" da faßte Blücher den kühnen, in seinen Folgen welthistorischen Entschluß, nicht zu folgen, vielmehr

seine Verbindung mit der Hauptarmee abzubrechen, mit seiner Armee schnell zum zweiten Mal an der Marne nach der Hauptstadt vorzudringen, dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien, und sie so dem Vorgehen nach Paris wieder günstiger zu stimmen. Durch dringende Vorstellungen bei den Monarchen von Preußen und Rußland (der Kaiser von Oesterreich war schon früher rückwärts in Dijon), wußte er, nachdem er bereits unverweilt seinen Plan in Ausführung gebracht, auch die nachträgliche rühmliche Genehmigung zu dem Geschehenen zu erlangen und selbst eine Vermehrung seiner Armee durch das winzingerodische und bülowsche Corps von der auf's Neue zaudernden Nordarmee und durch das weimarische Corps zu erwerben. Er warf Marmont bei Sezanne und überschritt die Marne bei La Ferte. Sein Plan, die große Armee zu befreien, war schnell erreicht. Schon am 7. März stand wieder ihm Napoleon bei Craon zur Schlacht gegenüber. Unverantwortlich verspätete sich Winzingerode mit 11,000 Mann Reiterei und mit der reitenden Artillerie. Blücher mußte sich zurückziehen. Doch Unfälle und verlorene Schlachten schlugen ihn und sein Heer nicht nieder. Schon den nächstfolgenden Tag (am 9. März) boten sie dem Kaiser bei Laon eine neue Schlacht an. Sie wurde glänzend gewonnen und dadurch den Alliirten die Thore von Paris eröffnet. Mehr als 50 Kanonen, 100 Pulverwagen und mehr als 2000 Gefangene waren der Preis eines glänzenden nächtlichen Angriffs am 9. gegen einen geringen eigenen Verlust. Napoleons eigener Angriff am 10. wurde siegreich zurückgeschlagen. Napoleon, ohne den leidigen Blücher auch nur zu nennen, berichtete nach Paris, er habe gefunden, daß die Höhen von Laon uneinnehmbar seyen. Seine Angriffe auf die blücherische Armee aber mußte er nun aufgeben. Er wendete sich wieder gegen das Hauptheer. Dieses, durch Blüchers kühnen Vorgang bestimmt, war unterdeß ebenfalls zum zweiten Male von

der Seine nach Troyes, Sens und Provins vorgerückt. Es hätte schon am 5. März vor Paris stehen können. Aber 90,000 Mann stark, hatte es sich durch 32,000 Mann unter Macdonald 14 Tage lang fast an derselben Stelle in Unthätigkeit halten lassen. Doch war Napoleon, der in Rheims den General St. Priest überfallen hatte, so geschwächt, daß er bei Arcis sür Aube seinen neuen Angriff auf die verbündeten Heere (20. März) nicht durchsetzen konnte. Da suchte er durch eine kühne Kriegslist die beiden Heere von dem Vordringen nach Paris abzuwenden. Durch einen Rückzug über Vitry und Saint Diziers warf er sich in ihren Rücken, hoffte, sie sich nachzuziehen und, gelehnt an seine Grenzfestungen und unterstützt durch den Mangel der ausgehungerten Gegenden und durch das zur Verzweiflung aufgereizte Volk, sie in's Verderben zu stürzen. Und das Hauptheer begann wirklich bereits in die Falle zu gehen. Napoleon, in übereilter Siegesfreude, äußerte: „Man hat von Frieden gesprochen, aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen". Dies Mal konnte jedoch Blücher, unterstützt durch einen aufgefangenen Brief von Napoleon an die Kaiserin, der die List enthüllte, bei den Monarchen schnell sein Vorwärts nach Paris durchsetzen. Er selbst schreibt an einen deutschen Fürsten: „Nachdem ich den Napoleon bei Laon geschlagen, bestand ich gegen die Meinung aller Umgebungen der Monarchen darauf, mit beiden Heeren auf Paris loszumarschiren und Napoleon machen zu lassen. Es würde dann schon Alles sich finden, wenn wir die Hauptstadt hätten". Am 23. wurde wirklich im Hauptquartiere zu Vitry mit freudiger Zustimmung jetzt auch des edeldenkenden Schwarzenberg das Vorrücken beider Armeen beschlossen. Napoleon ließ sich durch die ihm von Blücher klug nachgeschickte Reiterei des Generals Winzingerode zu dem Wahne verleiten, die Armeen folgten ihm. Als er endlich, seine Täuschung erkennend, eiligst gegen Paris zurückging, war es bereits zu spät. Am 30. griffen die Alliirten Paris an. Blücher, der unterwegs gegen Marmont

und Mortier und den General Pactod die Unfälle im Februar siegreich gerächt hatte, endigte durch Erstürmung des Montmartre glorreich den Feldzug. Am 31. zogen die Verbündeten in die Hauptstadt ein.

Der Kaiser Alexander erließ jetzt in seinem und seiner Bundesgenossen Namen die Erklärung an die von ihrem Despoten befreite französische Nation, sie möge sich eine andere Regierung erwählen. Mit dem treubrüchigen Napoleon würden die Verbündeten nicht unterhandeln. Der Senat aber setzte den Kaiser ab, und gab, zurückkommend auf die Erklärungen im gesetzgebenden Körper am 28. Decbr. 1813, des Kaisers Unterdrückung der verfassungsmäßigen Freiheiten, insbesondere auch der Preßfreiheit, als Grund an. Napoleon wollte Paris stürmen. Aber jetzt versagte ihm auch seine Armee durch die Marschälle den Gehorsam. Er mußte mit der Insel Elba und einer Jahresrente zufrieden seyn. Der Senat entwarf nun in Eile eine neue liberale Verfassung, die auch der gesetzgebende Körper eben so eilig gut hieß. Von beiden wurde Ludwig XVIII. zurückgerufen. Dieser erklärte vor seinem Einzuge in der Proklamation von St. Duen, daß er die Grundsätze der neuen Verfassung annehme, versprach jedoch dieselben, „weil die Verfassungsurkunde zu sehr das Gepräge der Eile an sich trage", in einer vollständigeren Urkunde zu verwirklichen, und erfüllte in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Sieger dieses Versprechen durch die am Tage nach seinem Einzug in Paris publicirte Charte vom 4. Juni.

Blücher hatte schon vor der Schlacht von Laon, von einem fieberhaften Zustand ergriffen, sich nur durch die Kraft und Spannung des Geistes und die Größe seiner Aufgabe aufrecht erhalten. Er kommandirte auf dem Montmartre nur aus dem Wagen und wegen schweren Augenleidens mit einem grünen Damenhut bedeckt. Nun drohte eine schwere Krankheit dem Greis das Leben oder mindestens das Gesicht zu rauben. Er war sechs Tage lang blind, doch siegte bald seine kräftige Natur.

Vergeblich eiferte Blücher jetzt mit seinen oft sehr derben Erklärungen gegen den für die Feinde zu günstigen Frieden. Alle deutschen Länder wünschte er für Deutschland. Die Zurückrufung der Bourbons gefiel und bürgte ihm nicht. Er sagte laut voraus, daß man so nur einen Waffenstillstand schließe. Und er hatte recht gesehen. Die Partei der adeligen Emigranten und ihre restaurirende Vernichtung und Bedrohung aller Früchte der Revolution, und namentlich der auch in der Charte anerkannten Freiheitsrechte, öffnete dem von Elba zurückkehrenden Napoleon die Bahn. Daß jetzt erst Ludwig XVIII. vor den schnell versammelten Kammern die Charte durch feierlichen Eid beschwur, ist zwar für die Idee der Zeit sprechend genug, konnte aber nun nicht mehr helfen. Napoleon seinerseits beschwur auf dem Maifelde jetzt noch größere Freiheit, und rüstete die Armeen.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und der Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherren hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde,

bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz, die 20,000 Mann, die er noch am 16. gegen Mittag Blüchern um 2 Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Kürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostitz, nun bin ich verloren!“ Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostitz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostitz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12,000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhten Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder ausbessern“. Mit diesen Worten begrüßte

heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seyen Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen", ließ sich Champagner bringen, trank dem Kourier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!" Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn schlagen, denn wir müssen". Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17. in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18. ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!" war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!" sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherren scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17. ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18. nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und

sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sey unmöglich“. Da redet Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Hört Ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Es hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont dem Feind überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon 3 Uhr Nachmittags einen Kourier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sey. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Beistande zuschriebe“. Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nann-

ten ihn in den Schlachten in Belgien nur den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war eine Freude, ihn zu sehen. Kommandirte er, dann funkelte sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte".

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in 3 Tagen 2 solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewunderuswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus 9 verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden", das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage 2 Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der 72jährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer 6 schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe nnd Linderung bereiten, die ihr Zustand verstottete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deut-

schen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung, von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Es war zu viel!" Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proklamation an sein Heer und den Anfang des ausführlicheren Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29. stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, den einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Kapitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Diktator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von Lafayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

Es schien die Absicht Wellingtons und anderer Verbündeten, aus Schonung für die Bourbons und ihre Herr-

schaft die Einnahme von Paris nicht zu erzwingen. Dieses und die Bemühungen für die Bourbons gefielen Blüchern nicht. Er wünschte für die Franzosen ihre volle innere Freiheit. Nur wollte er bessere Wiederherstellung und Bürgschaft für Deutschland. Er eiferte in dieser Hinsicht auf's Neue für bessere Friedensbedingungen. Und durch seine Raschheit konnte er, noch ehe die Monarchen und Minister ankamen, mehr noch als durch Worte wirken. In den Unterhandlungen über den Waffenstillstand gebrauchte er einen den Franzosen seit lange ungewohnten Ton und die deutsche Sprache. Dennoch rieth der große Carnot, lieber mit Blüchers derber Geradheit, als mit Wellingtons höflicher Zweideutigkeit zu unterhandeln. Blücher verwarf es entschieden, daß die Hauptstadt wiederum, so ganz gegen der Franzosen Verfahren in Deutschland, von Einquartierung frei bleibe, verfügte schnell die Beschlagnahme der aus Deutschland geraubten Kunstschätze und schrieb Kontributionen aus. Sein Vorangehen und seine lauten, energischen, durch die öffentliche Meinung unterstützten Worte trugen auch bei zu dem jetzt besseren Frieden. Auch wurde merkwürdiger Weise den Franzosen die Erhaltung ihrer freien Verfassung jetzt förmlich durch den Friedensschluß verbürgt, doch gefielen die Bedingungen Blüchern nicht ganz und er fürchtete neue Gefahren. Bei einem großen Festmahle, welches Wellington den in Paris versammelten Ministern, Diplomaten und Feldherren gab, brachte er den Trinkspruch aus, den man in England mit großem Beifall den Blüchers-Toast nannte: „Mögen die Federn der Minister nicht wieder verderben, was durch das Schwert der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!“

Auch nach der Rückkehr aus den Feldzügen maßte sich zwar Blücher keineswegs die Rolle eines Staatsmannes oder eine Einmischung in die Verwaltung an; aber er hielt als Privatmann mit seinem gesunden Rechtsgefühl und praktischen Sinne fest an den großen Grundsätzen, durch welche Preußen wieder stark und groß und Deutschland gerettet

war, welche mit den Herrschern und der Nation auch er in den Freiheitskriegen mit Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen, durch welche er gesiegt hatte. Er war sehr weit entfernt von der reaktionären Bestrebung derjenigen, welche diese Grundsätze und selbst alle Begeisterung für Freiheit und Vaterland während der Freiheitskriege jetzt ableugneten, welche sogar damals, nämlich vor ihrer Erneuerung durch die königliche Erklärung vom 17. Januar 1820, die Verheißung der Reichsrepräsentation auslöschen wollten und welche den alten Staatskanzler jetzt deshalb anfeindeten, weil er den freien Grundsätzen Sanktion und zum Theil schon die Verwirklichung verschafft hatte. Sein oft äußerst herber Tadel gegen den alt gewordenen Staatsmann und manche neueren Maßregeln war ganz anderer Art. Blücher blieb in seinen Gesinnungsäußerungen, in seinen kräftigen, oft ausführlichen, aber leicht dahin fließenden und meist allgemein ergreifenden Reden an das Volk, so z. B. in den freien Städten, in Frankfurt (1815), in Hamburg (1816), und bei Gastmählern und in seinen kurzen Kraft- und Schlagworten, von welchen, wo er hinkam, sogleich viele in Umlauf waren, völlig der Mann des Volks. Manche Privat-Aeußerungen waren oft so stark und derb, zuweilen auch gegen Persönlichkeiten verletzend, daß, wie sein ausführlichster berliner Biograph bemerkt, ihre Bekanntmachung zum Theil erst in einer späteren Zeit zu erwarten ist. Und wir wollen ebenfalls einzelne, die wir vernahmen, hier nicht wiederholen. Auch beseitigte er selbst zuweilen ein tieferes Eingehen in politische Diskussionen durch einen Scherz. So erwiederte er auf gewisse Klagen in Beziehung auf Preußens Konstitution: „Der Staat hat keine bessere Konstitution als ich; im Kriege sind wir frisch; aber im Frieden will's nicht recht geben".

Mit Wärme hielt insbesondere Blücher fest an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwischen dem Krieger- und Bürgerstand und zwischen Adeligen und Bürgerlichen. So war sein Trinkspruch bei dem

großen Feste, welches ihm nach seiner ersten Rückkehr von Paris die Ständevertreter der Monarchie gaben: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!“ An der königlichen Tafel, bei einem großen Feste am 15. August 1814, bat Blücher um die Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, „welcher dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majestät und der Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er der Staatsverwaltung eingeflößt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkte, wodurch die großen Leistungen möglich geworden und es dahin gekommen ist, daß man in Preußen jetzt nicht weiß, wo der Kriegerstand aufhört und der Bürgerstand anfängt. Ich wünsche“, so fuhr Blücher fort, „daß diese glückliche Verschmelzung unauflöslich bleibe“. Am 18. Juni 1816 hatten die Badegäste in Karlsbad ein Fest zur Feier des Jahrestags der Schlacht von Belle-Alliance veranstaltet und die Preußen Blüchern dazu eingeladen. Jedoch hatten die Vornehmern sich von den Bürgerlichen abgesondert. Da fand sich Blücher zuerst bei der Mittagstafel der Bürgerlichen ein, zu dem Balle am Abend aber erklärte er „nur dann kommen zu können, wenn die unstatthafte Absonderung aufhöre“. In seinem Trinkspruche sagte er hier: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art, sind mir zu Theil geworden. Meinen schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenossen und in dem Bewußtseyn, meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts mit Aufbietung aller meiner Kräfte erfüllt zu haben“. — An den Wohlthätigkeitsverein für verwundete Krieger in London schrieb Blücher, der oft seine Bewunderung Englands aussprach: „Wenn es meine äußeren Verhältnisse erlaubten, so möchte ich mein Leben in England beschließen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine Verfassung so groß vor allen anderen dasteht, das sich in Allem so sehr auszeichnet und seinen Reichthum auf so edle, ander-

wärts unbekannte großherzige Weise verwendet, muß zugleich erhebend und beruhigend seyn". Mit welcher Energie sich Blücher am Ende des Jahres 1815 für die 1813 in seiner ersten Proklamation verheißene, aber damals schon angefochtene unbeschränkte Preßfreiheit aussprach, wie er, der gerade, oft derbe Wahrheitsfreund, gar keine andere Grenze derselben sich denken konnte, als die Wahrheit selbst, dieses wurde schon oben berührt.

Im Sommer 1816 besuchte Blücher sein Vaterland Mecklenburg. Er wurde von dem Fürsten und dem Volk auf das Höchste geehrt. In Dobberan, an der großherzoglichen Tafel, dankte er dem Großherzog, der alle braven Mecklenburger hatte leben lassen, im Namen derselben und sagte unter Anderem: „Es ist mir eine Ehre, den Mecklenburgern anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet würde vom Sklavenjoch des Tyrannen. Mir ist noch mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist erreicht. Ich bin nun da froh und froh in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich gesehnt habe, ehe auch ich mein Grab fülle, zu beten an ihrem Grabe" (er that dieses einige Tage nachher in der Kirche zu Rostock). „Gern ruhte ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder! Bleibt, wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahrheit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst getreu!"

Solcher Liberalität, Pietät, Treue und Herzlichkeit der Gesinnung, wie sie sich in dem Bisherigen äußert, entspricht Blüchers ganzes begeistertes treues Wirken. Selbst bei seinen Fehlern kommt sie noch zu Tage. Bekannt ist seine

Leidenschaft für's Wagespiel. Wir wollen sie nicht entschuldigen durch die gleiche Leidenschaft unserer kriegsmuthigen altdeutschen Vorfahren. Aber es war ein schöner Sieg der Pflicht, daß Blücher während der ganzen Zeit eines Feldzugs nie auch nur ein einzigs Mal spielte. Sehr auffahrend und derb und ohne wissenschaftliche Ausbildung war der in den Heerlagern des siebenjährigen Kriegs erwachsene Kriegsheld. Aber mit einigen heftigen derben Worten, von ihm selbst öfter, zuweilen in versöhnenden Scherz gewendet, war meist sein Verdruß ausgetilgt. Nie sah man ihn schlagen. Freundlich und mild gegen Schwächere, gegen Frauen und gegen seine Krieger, scheute er selbst nicht, diesen mit Achtung ein vergangenes Unrecht abzubitten. Bei dem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg sagte er zu seinen Soldaten: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten, die Brücke lasse ich hinter uns abbrechen!“ Da vernimmt man Murren und mehrere Soldaten rufen laut: „So brauche man ihnen nicht zu kommen. Sie würden ja wohl ihre Schuldigkeit auch ohne das gethan haben, das hätten sie wohl gezeigt“. Da erwiedert der wackere Feldherr kräftig und zutraulich: „Ihr habt recht, Kinder, da hat der alte Blücher wieder einmal etwas Dummes gesagt. Aber bös war's nicht gemeint. Wir kennen uns ja schon!“ Und: „Hurra, Vater Blücher!“ so ging's vorwärts. Auf eines Vornehmen etwas geringschätzende Aeußerung über die gemeinen Soldaten erwiederte er warm: „Der Soldat hat so gut Ehre, als die Fürsten und die Offiziers, und unsere Ehre besteht durch ihre Ehre!“ Die Feinen mögen wohl Anstoß genommen haben, wenn Blücher selbst im Frieden die Soldaten in alter herzlicher Weise behandelte, wenn der Feldmarschall auch in Berlin keinen Anstand nahm, den gerade vorbeigehenden Landwehrmann anzuhalten und, an dessen Pfeifenstummel seine Tabakspfeife setzend, sie in dieser Gemeinschaft anzurauchen. Aber die Krieger vergaßen ihm dies sicher nicht. Er sorgte überhaupt auch im Frieden gern für sie. Von dem englischen Hülfsverein für verwundete Krieger

wußte er für die Seinigen 264,000 Thaler zu erhalten. Wie manches Mal sprach Blücher in einigen derben Worten, wie wir sie ja selbst bei dem großen Dichter vom Götz lesen müssen, beredter und tiefer ergreifend, als alle Redekünstler. So sagte er einst zu einem Regiment, das gestern siegte, und das er heute auf's Neue zum Sturm kommandirte, die Soldaten ansehend: „Kerls, Ihr seht ja aus wie die Schweine! Aber Ihr habt die Franzosen geschlagen. Damit ist's aber noch nicht genug. Ihr müßt sie heute wieder schlagen, denn sonst sind wir Alle — —". Das sind rednerische Motive, wie sie Demosthenes nicht besser hat. Als bei dem Rheinübergang ein Bataillon, das sehr gelitten hatte, in düsterer Haltung an ihm vorbeizog, ruft er ihnen traulich zu: „Nun, Kinder, sollt Ihr auch so lange in Frankreich bleiben, bis Ihr alle französisch könnt!" und das ganze Bataillon wurde guter Laune. So ging ihm nie Lust und Kraft aus, mit einem guten Worte den Seinigen seine heitere Zuversicht und unerschütterliche Entschlossenheit mitzutheilen, sie dadurch und durch begeisterte Liebe für die Sache und für ihre Feldherren zu einem einzigen Körper zu vereinigen und zu beseelen. So wenig in der Nacht als am Tage fehlte ihm der schnelle sichere Entschluß wie das kräftige ermuthigende Wort. So erweckte ihn einst ängstlich seine Umgebung mit der Nachricht: Napoleon sey im Begriff, eine gewisse kühne Bewegung gegen ihn auszuführen. Noch gähnend erwiedert er: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen", ordnete die nöthige Vorkehrung an, legte sich herum und schlief weiter. — Gelehrte Wissenschaft war ihm freilich fremd. Aber gewiß, er hatte Vieles, um sie zu ersetzen, und er hatte innere Tüchtigkeit und Bildung genug, um sie und jedes tüchtige Wirken zu schätzen. Niemals hörte man ihn von der Wissenschaft, noch weniger von der Religion geringschätzend sprechen. Als er 1816 in Hamburg und Altona weilte, und dort bei keinem Bekannten aus seiner Unglückszeit treuherzig anzusprechen vergaß, sah man den alten Feldmarschall nie am Grabe des ihm einst befreundeten Klopstock an der

Straße bei Altona vorbei gehen, ohne daß er den Hut abnahm und tief senkte.

Vor Allem aber in dem Verhältniß zu seinen Mitfeldherren, Wittgenstein, Schwarzenberg, Kronprinz von Schweden, Wellington, zu seinen Unterbefehlshabern und zu seinen zwei Generalquartiermeistern, Scharnhorst und Gneisenau, bewies Blücher beharrlich, in Verbindung mit seinem so wohl begründeten Selbstgefühl, die schönste Treue und Pietät und Selbstentsagung für die große Sache, die liebenswürdigste Neidlosigkeit und Bescheidenheit. Er wußte, daß die Feinde und die Friedensfreunde unter den Verbündeten, welche beide sein feuriges Vorwärts! haßten, ihn den Husarengeneral nannten und gern auch Das, was nur er im Heere und in der Schlacht wirkte, ganz seinen unsterblich verdienten Generalquartiermeistern zugeschrieben hätten. Aber Niemand hat zu allen Zeiten lauter ihre Verdienste erhoben, als gerade er, der gebietende Feldherr, welcher stets eben so willig besserem Rathe nachgab, als er alle Berechnungen und Plane durch die lebendige Auffassung und Durchführung beseelte, das Beschlossene mit eigenthümlicher Energie, ohne Wanken verwirklichte und bei jeder neuen Wendung der Dinge mit schnellem Blick und sicherem Takt neuen, meist Sieg bringenden Entschluß wußte. Von Scharnhorst sagte er bei einem Feste, welches ihm die Freimaurerloge Royal York (er hatte in diesen Mysterien die Meisterschaft erhalten) veranstaltete, am Schluß seiner Rede: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sey Du selbst Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!“ Ueber Gneisenau äußerte er sich stets nicht minder anerkennend und bescheiden. Als man in einer Gesellschaft sich gegenseitig schwere Aufgaben stellte, verhieß Blücher, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Alle sind erwartungsvoll. Da küßte er Gneisenau mit herzlicher Umarmung. Einst überhäufte man ihn mit Lobreden. Da erhob er sich unge-

huldig und sprach mit edler Begeisterung die schönen Worte: „Was ist's, das Ihr rühmt! Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit".

In solchen Gesinnungen sah endlich der edle Greis heiter und ruhig sein Ende nahen. In den vier Jahren nach seinen letzten großen Siegen quälten ihn öfter schmerzliche Leiden. Doch genoß er noch reichlich bald auf Reisen, bald in Bädern, bald auf seinem Landgut, bald in der Hauptstadt mit alter Heiterkeit die Freuden des Lebens. Im September 1820 verschlimmerte sich sein Uebel sehr. Am 5. sagte er zu dem Adjutanten, welchen der König zu ihm gesendet hatte, und welcher ihn durch die Erklärung seiner Aerzte beruhigen wollte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, als die Aerzte, die meinen Zustand nicht mehr beurtheilen können. Ich sterbe gern, denn ich bin zu nichts mehr nutz. Sagen Sie dem König, daß ich ihm treu gelebt und ihm treu sterbe". Aehnliches wiederholte er dem König, der ihn Tages darauf selbst besuchte, und empfahl ihm seine Gattin. (Er hinterließ wenig.) Zu seinem Freunde und Retter, Graf Nostitz, dem er ebenso mit unwandelbarer dankbarer Treue anhing, als dieser ihm, sprach er, als derselbe ihm einen Labetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Nostitz, Sie haben Manches von mir gelernt! Jetzt sollen Sie auch von mir lernen, wie man ruhig stirbt!" Sanft entschlief er am Abend des 12. Septembers und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter freiem Himmel bei den drei Linden an der Straße von seinem Gute Kriblowitz begraben, geehrt durch Todtenfeier und öffentliche Trauer von König und Heer und von manchem Verein im deutschen Vaterlande, so von der Bürgerwehr der freien Stadt Hamburg.

Eine solche Persönlichkeit, ein solches Wirken waren wohl geeignet, eine allgemeine Begeisterung in Volk und Heer und große Erfolge hervorzubringen.

Die begeisterte Stimmung des Volks für Blücher aber

darf beispiellos genannt werden. Seine verschiedenen Züge durch Deutschland waren fortwährende Triumphzüge. Die Städte, in die er kam, wie z. B. Magdeburg, Kassel, Koblenz, Köln, Aachen, Frankfurt, Hamburg, feierten großartige Volksfeste, bei welchen jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht dem freundlichen Helden zu huldigen wetteiferte. Und auch wo er länger weilte, wie in den freien Städten Hamburg und Frankfurt, da wollten die immer neuen Feste, der immer erneuerte laute Jubelruf des Volks nicht enden. Und Blücher war nicht unempfindlich für solchen oft rührenden und ergreifenden Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Er, der gerne und gut öffentlich redete, dankte seinerseits in herzlichen, die edelsten Volksgesinnungen bekräftigenden Reden an die Versammelten. Der durch kein feindliches Geschütz je erschütterte Kriegsheld war dabei oftmals tief ergriffen und gerührt. Mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, ich erliege sonst", wehrte er bei dem letzten Scheiden von dem ihm so theuren als wohlwollenden Hamburg weitere Achtungsbeweise ab und trieb zur Eile. Und nicht in Deutschland allein, sondern in dem alten England, in der Hauptstadt der Welt, wie in Oxford, dort, wo die alte Freiheit den Takt des tüchtigen Volks für Tüchtiges und Großes ausgebildet hat und wo das verbreitetere Lesen ausführlicher Nachrichten in den Zeitungen vollständigere Kenntniß der Zeitgeschichte begründet, als anderwärts, empfing den deutschen Helden dieselbe Gesinnung. Der Prinz Regent hatte ihn als seinen Gast eingeladen, „um ihm — wie er schrieb — seine Bewunderung und seinen Dank auszudrücken". Er kam nach dem ersten pariser Frieden, also noch ehe er den Briten ihren Ruhm bei Waterloo erkämpfen half, zugleich mit den Monarchen, mit Wellington, der eben in Spanien und Frankreich seinem Vaterlande so außerordentlich großen Ruhm errungen hatte, und mit anderen berühmten Feldherren. Aber auf die auffallendste Weise wendete sich die allgemeinste Begeisterung aller Stände,

selbst der vornehmsten Frauen, die sich zu seinem Lever drängten, dem „Marschall Vorwärts", dem „Besieger des Tyrannen" (the Conqueror of the Tyrant) zu. Da half keine Abwehr selbst gegen das buchstäbliche Tragen auf den Händen, gegen das Ausspannen der Pferde und gegen das Zudrängen, daß Jeder wenigstens einmal seine Hand drücke. Der donnernde Beifallsruf, oft von Hunderttausenden und gleich dem Geschütz der Feldschlacht, ertönte, sobald Blücher in Bewegung war. Und während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts, vom Tage der Ankunft (6. Juni) bis zum Tage der Abreise (11. Juli), bei welcher er, bis zum Meere begleitet von Hunderttausenden, unter dem Donner der Kanonen und des Beifallsrufes sich einschiffte, dauerte, von allen Ständen getheilt, das große Volksfest, sprachen die allgemeine Liebe und Verehrung oft in den ergreifendsten, wie in den ergötzlichsten Zügen stets neu sich aus. Blücher sagte: „Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Thoren werde". Alle Zeitungen kamen darin überein, daß seinem vaterländischen Kriegshelden, daß selbst seinem Nelson das englische Volk keine solche Begeisterung, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung ausdrückte.

Mit solchen Anerkennungen der Völker verbanden sich entsprechende Belohnungen der Fürsten, zahlreichere, ausgesuchtere und größere, als je einem anderen Feldherrn zu Theil wurden. Die höchsten Orden aller europäischen Fürsten, die von Frankreich ausgenommen, schmückten den Helden. Nach der zweiten Einnahme von Paris mußte sein dankbarer König ein neues Ehrenzeichen für ihn allein erfinden, so wie ihn schon früher Englands Herrscher mit einem solchen vor den Augen des englischen Volkes zierte. Durch die Ertheilung der Feldmarschalls- und der Fürstenwürde, deren Name, zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach, von dem nahen Wahlstadt entlehnt wurde, durch wiederholte große Geldgeschenke und reiche Einkünfte, durch Landgüter und ein Haus in Berlin, durch die große fürstliche Dotation, end-

lich durch ein prachtvolles, kolossales Standbild in der Hauptstadt lohnte ihn sein Königshaus auf das Großmüthigste.

Auch noch zwei andere solcher Standbilder, wahre Kunst- und Nationaldenkmale — eine seltene Zierde für Deutschland — erhalten Blüchers Andenken bei der Nachwelt. Das eine von der Provinz Schlesien auf dem größten Marktplatz in Breslau errichtet, das andere von der Gesammtheit der Mecklenburger unter Leitung der Stände zu Rostock auf dem Blüchersplatz. Dieses stellt ihn nach Göthe's Vorschlag als Marschall Vorwärts im deutschen Landwehrrock dar, während das zu Berlin seine eigenthümliche Neigung, durch eigene Theilnahme am Gefecht die Sache im rechten Augenblick zur Entscheidung zu bringen, andeutete. Die Stadt Berlin ehrte ihn durch Denkmünzen und so wie London und Hamburg durch die Bürgerwürde, die Universitäten Oxford, Cambridge, Berlin durch die Doktorwürde und Hamburg und Altona durch Stiftung des Blücherklubbs „zur Feier seiner Ehrentage und zur möglichsten Verbreitung seiner liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden". Zahllose Büsten, Gemälde, Kupferstiche und Bilder aller Art, eine Anzahl von Biographien und eine große Reihe von Gedichten, darunter welche von Deutschlands edelsten Dichtern, Göthe, Uhland und Fr. L. Graf zu Stolberg, von Arndt und Rückert, suchten sein Andenken zu erhalten, auszubreiten und zu verherrlichen.

Und groß und leicht erklärbar, wie diese Begeisterung für Blücher, waren die Erfolge seines Wirkens für die große Sache.

„In Blüchers Hauptquartier und Heer war" — nach dem Ausdruck eines seiner Biographen — „der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit. Der eigentliche Kern der Kriegsführung, der thätige Anstoß und das fortreißende Beispiel waren hier". — „Durch den ganzen Krieg hindurch war" — so fügt ein anderer hinzu — „Blüchers treibendes Vorwärts das bewegende Princip

des Kampfes. Wie hätten wir sonst nach Paris kommen mögen?" Daß aber nun dem also war und daß nach demselben Schriftsteller „das ganze Heer auf ihn mit unerschütterlichem Muthe vertraute, mit ihm siegreich focht, daß sein Ruhm den Ruhm größerer Feldherren neben ihm und ihm gegenüber verdunkelte, daß er allein in ganz Deutschland, ja von Altengland, als der Held des Krieges gefeiert wurde, dieses erklärt sich daraus, daß Blücher ganz der Richtung des damaligen Volksgeistes entsprach, daß er in Wort und That des Volkes Stimme verkündete, in jeder That Das vollbrachte, woran das Volk selbst schon Hand gelegt hatte". Derselbe Schriftsteller schließt seine Biographie Blüchers mit der feierlichen Aufforderung an die Städte, „wenn die dem Reich versprochene Verfassung auch ihnen, für welche durch die Städteordnung von 1809 die Einleitung zu festeren Verhältnissen gemacht ist, ein geordnetes Bürgerthum bringen werde", das Bild Blüchers „als Wahrzeichen ihrer Freiheit" aufzupflanzen. Es war, wie die Manifeste anerkannten, ein von den Volksgesinnungen beschlossener, wie die feierlichen Freiheitsverheißungen und die Aufrufe an Jugend und Volk erklärten, ein nur durch Begeisterung und Aufopferung des Volkes für die Freiheit siegreich zu führender Krieg, kurz, ein wahrer Volkskrieg. Und Blücher war der Volksheld in diesem Kriege. Er war es, indem er ganz einging in das Vorwärtsstreben seiner Zeit und, durchdrungen von der Gesinnung seines Volkes, sie, so viel an ihm war, verwirklichte, sie nährte und steigerte in Wort und Werk. Er war es vor Allem dadurch, daß er dieses auf eine Weise und mit den Eigenschaften that, welche, an sich groß, für ein tüchtiges Volk und Heer unmittelbar ergreifend sind. Er that es nämlich mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Charakters, oder mit der Treue und Wärme der Gesinnung und dem nie zagenden, nie wankenden Entschluß und kühnen, begeisterten Muthe, treuherzig und gutmüthig gegen die Seinen, die Schwachen und Wehrlosen, eine eherne Brust gegen den gewaffneten Feind, voll Lebens-

muth und Vertrauen — ein ächt deutscher Held. Daß Blücher hierdurch und weder durch die höchste Künstlichkeit kalter, studirter Berechnungen, noch durch Zufall, daß durch des Volkes eigene Begeisterung für seine Freiheit und Ehre und durch den von ihr durchdrungenen Volkshelden die Volkssache siegte, dieses — wodurch die Gegner Blüchern herabzusetzen meinten — war sein und seines Volkes erhebendster Stolz. Und in dem Grade, als diese Gesinnung fehlte, wie z. B. bei Schweden und Russen, um so mehr mußte natürlich in solchem Kriege bei Freund und Feind, trotz aller Tapferkeit und Kunst, That und Ruhm zurückstehen. Wie hoch man auch mit Recht die Mittel und Kräfte der Kunst und Wissenschaft, der Berechnung und des Verstandes schätzen mag, dahin sollte es — so mahnen der ganze große Freiheitskampf und seine Helden seit dem Beginn der französischen Revolution — doch nimmermehr kommen, daß man diesen künstlich bereiteten und regierten Kräften und Mitteln die großen Kräfte der Naturgaben, des Charakters, der moralischen Eigenschaften und einer erwachten tüchtigen Volksgesinnung nachstellt. Möchte doch vielmehr recht bald der großen Sache des Jahrhunderts, der Freiheit — da wir ihre ferneren Siege ohne blutigen Krieg zu gewinnen wünschen — auch für den Frieden und unter den Diplomaten und Ministern ein solcher Marschall Vorwärts erstehen, wie es für den Krieg der alte Blücher, wie es den Preußen vorübergehend auch im Frieden der alte Stein gewesen. Gute Absichten, Talente, Kenntnisse, Einsichten, wer mag sie so vielen der neueren Staatsmänner absprechen wollen. Aber eine gründliche Erfassung der großen Ideen der Zeit und des Volks thut uns noth und ein Charakter, um sie durchzuführen, jene Wärme und Treue der Gesinnung, jene Unerschütterlichkeit des Entschlusses und des Muths für das einmal als gut und recht Erkannte, ein Mann, der, so innig verbunden mit dem Volk, wie Blücher mit dem Heere, so fest vertrauend auf Gott und die gute Sache in unserer großen Zeit, nicht aus zaghafter Vorsicht zehnmal größere Gefahren herbeiführt, als er zu besei-

tigen vermeint, ein solcher, der so kräftig, so siegreich die innere Freiheit und Ehre gegen innere und äußere Feinde erkämpft, wie Blücher die äußere.

Erhebend zugleich und mahnend bleibt aber stets der Blick auf diese deutschen Heere, welche im ersten Vierteljahrhundert der französischen Revolution immer auf's Neue zerschmettert wurden, als sie kämpften gegen die nationale Begeisterung und Freiheitskraft der Franzosen und gegen ihre in derselben gebildeten Heere, welche dagegen nach allen Niederlagen, nach allen Verstümmelungen und Beraubungen der deutschen Länder, ebenso furchtbar dastehen, wie das übermächtige, von Sieg und Beute genährte Frankreich als gelähmt erscheint, sobald die Rollen wechselten, sobald die Deutschen ihrer Uebereinstimmung, die Franzosen dagegen ihres Widerspruchs mit der großen Idee der Zeit sich bewußt geworden. Erhebend und mahnend vor Allem ist der auf solchem Grund und Boden geführte Kampf der beiden am meisten hervortretenden Kriegshelden in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815.

Dort der menschenverachtende Kaiser, von kolossaler Größe durch Geist und Feldherrenkunst, Sieger in 30 Feldschlachten, aber als er, mit offenbar gewordenem Treubruch gegen das Princip seiner Einsetzung, durch eine Politik der Lüge und Selbstsucht und durch Sultanismus die Freiheit vernichtet und gegen freiheitliebende Volksheere kämpft, ein- und abermal niedergeworfen von dem gering geachteten Greis Blücher, und ausgestoßen von Europa, auf der öden Felseninsel, jenseits der Linie, tantalische Qualen erduldend.

Hier der menschenfreundliche Greis Blücher, nicht groß und gewaltig durch die außerordentlichste Geisteskraft und kriegswissenschaftliche Ausbildung und Kunst, aber den bisher unbesieglichen furchtbaren Gegner und sein gewaltiges Reich wiederholt zerschmetternd und, mit dem Lorbeer der glorreichsten Siege umwunden, an der dankbaren Liebe und Bewunderung seines Vaterlandes und Europa's sich mit gerührtem Herzen erhebend und erfreuend — so groß

und so siegreich, weil er mit allen Kräften einer tüchtigen Natur so treu und unerschütterlich, so begeistert und charakterfest, mit seinem Volk und für dessen Freiheit gestritten.

Belagerung von Antwerpen
durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

(Von Schiller.)

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von Beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des 16. Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiderbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe

des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der genti sche Bund wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsicheren und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahre 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben so viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen auf's Neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung und der Besitz eines

Platzes konnte nur durch den Besitz eines anderen errungen werden. So lange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über 80,000 Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Krieges durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schoße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei Weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Krieges nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser

Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Juli 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere, dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer

hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in anderen Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muthes über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen Alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den küh-

nen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sicheren Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung der Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr für's Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht

werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem inneren Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte.

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und anderen Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen 3000 Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch-gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mannsfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer

spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beiden Letzteren passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Päße zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch 2 starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem ersten waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhafteren Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen, und mit einer tapferen Besatzung zu versehen.

Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer 3 Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast 2000 Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über 1200 Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält

und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.

Indem man im spanischen Lager zur Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstüzzen, und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt vor dem brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besazzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem 2stündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre

ſtarken Mauern und der breite waſſerreiche Graben, der ſie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerſtand befürchten. Der unternehmende Geiſt des Herzogs von Parma beſiegte in Kurzem auch dieſe Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgeſetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben ſein Waſſer erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als ſie das Waſſer ihres Grabens, dieſe einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verſchwinden ſahen. Sie eilten, ſich zu ergeben, und empfingen im Auguſt 1584 ſpaniſche Beſatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als 11 Tagen war dieſe Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverſtändigen eben ſo viele Wochen erforderlich geſchienen.

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeſchnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer ſtärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entſatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und ſah den Hunger nebſt ſeinem ganzen Gefolge mit ſchrecklichen Schritten ſich nähern. Sie ſchickte daher Abgeordnete in das ſpaniſche Lager zu Bevern, um ſich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei ſey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen beſänftigen könne. Ja, man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem Fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nämlich halb nackt und mit einem Stricke um den Hals um Gnade zu flehen. Troſtlos reiſten die Abgeordneten zurück, und ſchon am 3. Tage erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich, auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande

brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von 200,000 Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letzteren eine Frist von 2 Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf 6, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus 2000 Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten 3000 Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, 37,000 Häuser zählt, und aus 20 Inseln besteht, die durch 98 steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden, führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräth, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die

Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Sukkurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen der Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Oster-Schelde, so bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Rückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jähr-

lich gegen 12,000 Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit dem Weideland in Besitz genommen hatte.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Wester-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem anderen in ihre Hände fiel und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals 85,000 Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich 300,000 Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern die Vorräthe aufkauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser

Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reicheren Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmeren Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viel Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letzteren entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen.

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur das Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinnes hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel bedeutend herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto

theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und also den äußersten Fall im Ernste gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen chimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der 2400 Fuß breit, und wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über 60 Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um 12 Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbei passiren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren".

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie

vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweg lief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um 1100 Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estacaden ein Raum von mehr als 600 Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze

Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüber zogen.

Unterdessen ergab sich Gent und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf ein Mal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbei zu schaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Ruvelmonde passirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letzteren von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem Jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma auf's Neue in's Gedränge. Noch hatte er bei Weitem nicht Schiffe ge-

nug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf ein Mal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa 5000 Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. 500 Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmter Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderse, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich 14,000 Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sicheren, sondern auch einen merklich kürzeren Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in

Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der anderen. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz und dergleichen oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wuß-

ten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging.

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei Weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die ersten nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieffenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. 60—70 der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht

weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flandern, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit Kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es auf's Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des

Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigeren Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen, keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit

ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehen. Aber unglücklicher Weise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois, von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Päße besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß in's Künftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll

werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letzteren wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als 600 Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm 32 Playten (platte Fahrzeuge), jede 66 Fuß lang und 20 breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen 20 Fuß von einander abstanden, und dem Strom einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und weggezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum anderen reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von 2400 Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten ange-

füllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt Jedes der 32 Schiffe noch 30 Bewaffnete, nebst 4 Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in Allem 97 Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als 1500 Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sichergestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittleren und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus 33 Barken von beträchtlicher Größe, welche in Einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und die 3 und 3 mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so, daß sie 11 verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, 14 lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankerthaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon den Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von 40 Kriegsschiffen, welche an den beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zur Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognosciren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke auf's Genaueste besichtigen

zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh“, rief er, „und hinterbringe Denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen“.

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf ein Mal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf ein Mal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Lieffenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma

so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe an Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber von langem Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate 3 große Schiffe von 150—500 Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er

noch 60 Plahten, welche mit Kabeln und Ketten aneinandergebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von 70—80 Tonnen, nebst einer Anzahl Plahten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der 5 Schuhe breit, $3^1/_2$ hoch, und 40 lang war. Diesen Kasten füllte er mit 60 Centnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und 6 Schuhe über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und anderen verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Bretern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere Oeffnungen für dte Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech un-

terhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch 32 Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Die Brander sollten in 4 verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur anderen, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde 2 ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so, daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.

Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkeles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her 3 brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch 3 andere, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager in's Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die

Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jakob Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die 4 Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die 2 großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerschine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fehde, als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußeren Erscheinung mit der inneren Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Brücke bis auf 2000 Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die 2 Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vorderen Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs

auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nah gelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffsbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem anderen ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf ein Mal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffsbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei, und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war, der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland, und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besonderen Gefahr vergessend, und bloß mit Ab-

wendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuhe hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, daß man nachher davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen

anrichtete. 500, nach anderen Berichten sogar 800 Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegensetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in die Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige steckten zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeit lang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Anderen ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein

Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeit lang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß

dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch passirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geraden Wegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffen eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sache zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inkonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holte, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen

Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellnng derselben Bericht abstattete.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernngswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte auf's Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenig Stunden wieder herzustellen, so war schon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand an's Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücke mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, daß derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchgang geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und

durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweiten Male auseinander sprengten. Dies Mal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweiten Male die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete auf's Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte, der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zu getrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada nach erzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stromes forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte

auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen und sie wirklich auseinander syrengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit 4000 Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem anderen Wege ihre Rettung zu suchen.

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche 10 Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfalle dieselben Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, 3 Meilen lang bis an die Schelde erstreckt, mit deren großen Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis auf's Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mannsfeld mit dem größeren Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen cowensteinischen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kaloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren in gehöriger Entfernung von einander 5 verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Krieges sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz anderen Schauplatze.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz

zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finsteren Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich 500 seiner Truppen zwischen 2 feindlichen Redouten erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, 2000 an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder herunter gestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die

übrigen, mit einem großen Verluste sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.

Endlich aber beschloß man, einen plannäßigen Angriff mit vereinten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der 16. Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über 200 Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldebrücke durch neue Maschinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf der einen Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes an 5 verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und 1000 Schritte von dieser die Pfahl-

schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mannsfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.

Früh Morgens, am 16. Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land 4 brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich an's Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dergl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapferen Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der anderen. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feind-

lichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgsschanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchstach und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Korden gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungestüm darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab; und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapferen Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen

sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapferen Obersten Balfaur, griffen die St. Georgsschanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmeren Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicher Weise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgsschanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also die Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich

einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Teich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldebrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Teich zu entsetzen. Von 200 spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der anderen, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum anderen verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes

noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über 9 Schritte breit war, fochten gegen 5000 Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen an's Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mannsfeld von der anderen; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer

übertrafen in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust in's Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und indem der Eine sich auf die Schultern des Anderen schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; weil aber ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Anderen zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last Derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so, daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit sammt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den anderen Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen 800, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben; und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als 30 Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war,

mit 150 Kanonen und anderem Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an 13 verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname Derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit passenderen Benennung, Verlorenes Geld, vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde.

Die Unternehmung auf den cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man, die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der

Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts Anderes übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am 17. August 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren.

Andreas Hofer.

Andreas Hofer, der kühne und heldenhafte Führer der Tyroler im Volkskampfe von 1809, wurde bei St. Leonhard im Passeyerthale am 22. Oktober 1767 geboren. Wo die wilde Passer durch das wilde einsame Thal tost, auf welches der hohe Jaufen mit der stolzen Jaufenburg trotzig herabblickt, steht am Wildbach, durch einen Steindamm vor dessen Ungestüm geschützt, ein einzelnes zweistöckiges, mit Gallerien versehenes Haus, das hölzerne Dach von Steinen beschwert, wie es in den Alpen landesübliche Bauart ist, das Wirthshaus „Am Sand", allen Säumern von nah und fern, allen lustigen Schützen rings auf den Bergen gar wohl bekannt. In diesem Hause stand Hofers Wiege, hier hatten seine Voreltern von uralten Zeiten her als „Sandwirthe" gewohnt, hier war Andreas als ein kräftiger Sohn einer kräftigen Natur aufgewachsen und zum Manne geworden. Ein rüstiger Menschenschlag wohnt in dem Passeyerthal, hohe und stämmige Gestalten mit freundlich-trotzigen Gesichtern und nervigen Armen. Den breitkrämpigen grünen Hut mit der Feder auf dem Haupt, steht der Passeyer froh und frei da, die eine Hand in die Seite und die andere auf seinen treuen Stutzen gestemmt; lose schlingt sich das Halstuch um seinen Hemdekragen, über der halbaufgeschlagenen Weste zieht sich das lederne Tragband bis zum breiten gestickten Ledergürtel nieder, der die Hüften umschließt; die roth- und grüngesäumte Jacke trägt er darüber, die schwarzledernen Hosen reichen ihm bis an's Knie, das ihm bloß bleibt, und unter demselben decken weiße Strümpfe

die kräftigen Waden; weit ausgeschnittene Schuhe mit rothen Säumen und Maschen vollenden den einfachen und doch so malerischen Anzug. Rechnet man dazu den schwarzen Bart, der bis zum breiten schwarzen Gürtel niederwallte, so haben wir das äußere Bild unseres Helden, dem es vor dem Jahre 9 kein Mensch angesehen hätte, daß er über kurz sich „Kommandant von Tyrol" schreiben würde, denn weder Schnitt, noch Ausdruck seines breiten Gesichts mit der unschönen Nase ließ auf einen außerordentlichen Geist dieses Kopfes schließen. Ein bloßer Naturmensch mit allen Vorzügen und Schwächen eines solchen, langsam in Folge seines Temperaments und unentschlossen im Handeln, träumte Hofer von nichts weniger, als daß er je an der Spitze einer großen Volksbewegung stehen würde.

Hofer hatte, nachdem er die Sandwirthschaft übernommen, mit Wein und Pferden nach Italien gehandelt; im Jahre 1796 hatte er eine tyroler Schützenkompagnie gegen die Franzosen am Gardasee geführt und bei Errichtung der Landmiliz in Tyrol nach dem lünevillerFrieden großen Eifer für den vaterländischen Wehrstand gezeigt. Dies Alles hatte ihm eine große Volksthümlichkeit weit und breit erworben. Als daher die Aufregung in Tyrol einen immer höheren Grad erreichte, das Volk seine Sehnsucht nach Befreiung von der bayerischen Herrschaft immer lauter werden ließ, der Gedanke an einen bewaffneten Aufstand von Seiten des Erzhauses mit Freuden vermerkt wurde und man sich nun nach einem rechten Mann aus dem Volke umsah, dessen Persönlichkeit gleichsam das Wahrzeichen für alle seine Landsleute seyn sollte, wandten sich die Blicke seiner Landsleute auf den Sandwirth Hofer, der einerseits gläubig auf die Stimmen horchte, die ihn aus seinem stillen Wirthshaus hervorlockten; als wären sie die Stimme der Vorsehung. Klangen ja doch die süßesten Töne daraus, die ein tyroler Herz bewegen können; war's ihm ja doch wie Heerdengeläute von den Alpen und wie Glockengeläute von der Kapelle, die nicht weit von seinem Elternhause stand; kamen ja

doch genug brave, wackere Tyroler zu ihm an den Sand und sprachen beim Glas Wein mit Ingrimm von dem bayerischen Löwen, der seine Pranken über das schöne Land Tyrol und über das liebe Passeyerthal ausgestreckt, und mit Sehnsucht von dem alten Felsenadler, der davon geflogen! Was wußte Hofer eigentlich vom Adler und vom Löwen?! Mit einem kindlichen Instinkt der Treue hing er wie seine Landsleute insgesammt an den alten Farben „schwarz und gelb", und nun mußten sie statt dessen „weiß und blau" rings im Lande sehen! Da hieß es wohl bei manchem Scheibenschießen: „Das bayerische Weiß und Blau mag freilich eine schöne Farbe seyn, aber sie hält nicht lang, das Blau wird mit der Zeit doch wieder schwarz und das Weiß wieder gelb". Und was den Tyrolern am meisten in's Herz schnitt, war, daß, seit sie durch den preßburger Frieden bayerisch geworden, ihr liebes Land nicht mehr „Tyrol", sondern „Südbayern" heißen sollte; viel Plackerei der Beamten hätten sie wohl ertragen können, wie unerträglich sie auch war, aber nicht einmal mehr so heißen zu dürfen, wie ihre Väter und Urväter geheißen hatten, das war zu viel.

Als nun ihr Erzhaus Oesterreich von seiner „Liebe für Tyrol", dessen Verlust ihm bitter genug war, und von seinem Schmerz sprach und die Sehnsucht des Volkes nach den alten Farben „Schwarz und Gelb" nährte, da machten sich mehrere brave Tyroler, an ihrer Spitze der Sandwirth, zu Anfang des Jahres 1809 auf und gingen nach Wien, um die Erlaubniß zum raschen Ausbruch der Volkserhebung zu erbitten. Die guten Menschen wußten nicht, daß das Alles, um was sie baten, längst abgemacht war, und daß man nur darauf gewartet hatte, die ganze Sache, deren Plan längst fertig lag, als von ihnen selbst ausgehend darstellen zu können. Freiherr v. Hormayr, ein geborener Tyroler, ward mit der Ausarbeitung des Planes zu einer Insurrektion und Wiedereroberung des Landes beauftragt und zum „Intendanten" des Kaisers in Tyrol ernannt. Hofer und seine Vertrauten, unter denen die hervorragend-

sten der klagenfurter Tabakverleger, nachmals Major, Martin Teimer, der Gastwirth Peter Mayer, der Kapuziner Joachim Haspinger mit seinem rothen Bart, und der kühne, kluge, gewandte, unverwüstliche Held Joseph Speckbacher waren, machten den Plan in ganz Tyrol mündlich bekannt.

Am 9. April 1809 erschien der Feldmarschalllieutenant Chasteler mit dem 8. Armeecorps und am 10. begannen die Pusterthaler den Aufstand, als die bayerischen Truppen die Brücke von St. Lorenzen abtragen wollten, um den Anmarsch der österreichischen aufzuhalten. Die mühlbacher Klause wurde umgangen, die bayerischen Truppen mußten sich über Schabs am rechten Ufer der Eisack über die Ladretscher Brücke zurückziehen und wurden nach einem harten Gefecht über Mittewald gegen Sterzing zurückgetrieben. Schon war die Spitze der weichenden Heersäule gegen Sterzing gekommen, als plötzlich der Sandwirth Hofer mit dem Landsturm der Gerichte-Sarentheim und Passeyer erschien und die Feinde mit frischem Muthe angriff. Ein Theil derselben ward abgeschnitten, flüchtete nach dem Sterzinger-Moos und mußte sich hier am 13. April nach tapferem Widerstand und hartem Verlust kriegsgefangen ergeben. Inzwischen hatten sich am 11. auch die Ober- und Unterinnthaler erhoben, und auf den Höhen des Berges Isel bei der Gallwiese nächst Innsbruck und jenseits des Inn von Zierl herab bei Kematen begann das Feuer zuerst. Am folgenden Tage wurde Innsbruck erobert und am 14. eilte das siegestrunkene Volk mit einer Fahne mit dem kaiserlichen Adler den anziehenden österreichischen Truppen entgegen, die unter dem Geläute aller Glocken, umgeben von den Schaaren der Landesvertheidiger, in der alten Landeshauptstadt wieder einzogen.

Von Seiten des Hofes hatte man, in der Voraussetzung, daß der Volksaufstand gelingen werde, bereits alle Anstalten zur Wiederbesitzergreifung Tyrols getroffen, die Wiedereinführung der alten Landesverfassung verordnet und

schon am 13. April in Wien, am 22. in Innsbruck das „Organisirungspatent der gefürsteten Grafschaft Tyrol", vom Erzherzog Johann unterzeichnet, bekannt gemacht, das merkwürdige Zugeständnisse im freisinnigen, dem Volksvertrauen entgegenkommenden Geiste enthielt. Drei Tage später machte der Generalmajor und Brigadier Freiherr von Buol in einer Zuschrift an die löbliche „Schutzdeputation" ein Handschreiben des Kaisers Franz an seine „lieben und treuen Tyroler" bekannt, das mit den inhaltschweren Worten schloß: „Ich zähle auf euch, ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beistand soll Oesterreich und Tyrol immer so vereinigt bleiben, wie es eine lange Reihe von Jahren hindurch war". Das war in der That deutlich gesprochen und die Tyroler haten guten Grund zu dem Vertrauen, welches sie die Worte reden ließ: „Wir werden, von Ew. Majestät unterstützt, bis an's Ende ausharren und Ew. Majestät und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich ist, den Tyroler über dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Majestät und das durchlauchtigste Kaiserhaus zu benehmen". Die guten Menschen wußten nicht, daß ein Kaiserwort, in der Noth gesprochen, Alles ist, nur kein Fels, auf den sich bauen läßt; aber sie sollten es bald genug erfahren, um auf's Neue für ihre Liebe, ihre unbegrenzte Aufopferung getäuscht zu werden.

Napoleon war mit Blitzesschnelle aus Spanien wiedergekehrt; er warf sich dem ganzen Andrang der österreichischen Macht entgegen, welche, im Vertrauen auf die Zustimmung, ja auf den Anschluß ganz Deutschlands, unter den Fahnen des Erzherzogs Karl nach Bayern eingerückt war, und zog unaufhaltsam gegen Wien, wo er am 12. Mai 1809 eintraf. Dieser 5tägige Feldzug, welcher dem Kaiser Napoleon den Weg von Regensburg nach Wien öffnete, hatte in Tyrol seinen Nachhall. Kaum hatten die tyroler Landesvertheidiger und die österreichischen Truppen den Feind zum Lande hinausgetrieben, als dieser auch schon

wieder hereinbrang. Am Tage der Uebergabe Wiens erlitt Chasteler, von Napoleon geächtet, bei Wörgl durch die feindliche Uebermacht eine Niederlage. Schwatz wurde am 15. Mai erstürmt und nebst 12 anliegenden Ortschaften niedergebrannt. Das ganze Land Tyrol sah sich in Lefebre's und Wrede's Hand; die Flammen leuchteten zu einem grausenhaften Gerichte, welches die Sieger über die Wehrlosen ergehen ließen; denn Schrecken sollte Tyrols Unterwerfung — vollenden. Zum zweiten Male war Innsbruck in Feindes Hand, zum zweiten Mal schien Tyrol für Oesterreich verloren. Chasteler zog nach dem Brenner, wo die Hauptstellung war, schlug sich dann durch und ließ bloß ein kleines Corps unter dem General Buol zurück. Da erschien der Sandwirth, der bereits, als General Ruska den in Tyrol sehr beliebten Grafen von Leiningen aus Tyrol vertrieb, mit seinem bewaffneten Volke zur Verjagung der Feinde mitgewirkt hatte, auf dem Brenner und von dem klugen Eisenstecken, seinem Gefährten und Adjutanten, geleitet, und dem tapferen Speckbacher unterstützt, lieferte er beim Berge Isel am 25. und 29. Mai den Bayern zwei Treffen, durch welche die Letzteren genöthigt wurden, Tyrol wieder zu räumen. Innsbruck ward am 30. wieder gewonnen und bald darauf der in Trient belagerte Graf von Leiningen von österreichischen Truppen und den Tyrolern unter Hofer befreit. Die Nachricht von dem großen Siege bei Aspern erfüllte alle Herzen des biederen Volks, und wie freudig schlugen diese nun gar, als ihnen ein Brief ihres Kaisers gebracht wurde und als sie die Worte darin lasen: „Ihr habt bereits mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlassen werde; ich werde nie dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk seyn, harret aus; ihr habt der Welt gezeigt, was ein tapferes Volk vermag, wenn es für die Erhaltung seiner Religion und für Befreiung vom fremden Joche die gerechten Waffen ergreift;" — „im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache, erkläre ich hier-

mit meiner getreuen Grafschaft Tyrol mit Einschluß des Vorarlbergs, daß ich keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft".

Schon war Hofer im Begriffe, sich mit einer Schaar an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen und dadurch die Verbindung mit den inneren Hülfsquellen des Kaiserstaats für das von allen Seiten eingeschlossene, an Allem Mangel leidende Tyrol herstellen sollten, als nach der Schlacht bei Wagram am 12. Juli zu Znaim ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und Oesterreich geschlossen wurde, in dem man der treuen Tyroler gar nicht gedacht hatte. Der Ingrimm der Verzweiflung bemächtigte sich des verlassenen Volks, das noch immer mit unverwüstlicher Zuversicht an jener feierlichen Zusage des Kaisers Franz: „Ihr habt mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlassen werde", und an jener Erklärung desselben festhielt: „daß ich keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land (Tyrol und Vorarlberg) an meine Monarchie unauflöslich knüpft". Sie konnten nicht glauben, die treuen Söhne der Berge, daß ein Kaiserwort gebrochen werden könne, sie argwohnten Verrath und, von Erbitterung hingerissen, warfen sich die Wildesten auf Buol und Hormayr; man wollte sie in Haft legen, Kanonen und Kriegsvorräthe an sich reißen und alle Kriegsgefangenen ermorden, und kaum gelang es, die Ausführung dieser Vorschläge zu verhüten, welche der heißeste Zorn eingegeben hatte.

Wie nun die Enttäuschung über das treue, gläubige Volk hereinbrach, wie nun die österreichischen Truppen aus dem Lande wirklich fortzogen, welches jetzt der zügellosesten Rache erbitterter Feinde Preis gegeben war, wie nun die ungeheuerste Anspannung aller Seelenkräfte mit einem Mal zusammenknickte, — da lag's auf Allen wie die furchtbarste Betäubung, da machte sich der Jammer Luft; die Menschen rannten wie blind durcheinander und wußte keiner, was zu

beginnen sey, wohin er seinen Fuß wenden solle. Da stand auch der Sandwirth mit seinem dicken, schwarzen Bart (der „General Sanvir", wie ihn die Franzosen, der „Barbone", wie ihn die Italiener nannten), wie von Gott verlassen, in seinem unsäglichen Leid und wußte nicht, was er nun thun solle. — In der wildesten Aufregung für sein herzliebes Land Tyrol, das nun wiederum des Fremden Beute werden sollte, hatte er Hormayr zugemuthet, dieser, als tyroler Landeskind, solle sich an die Spitze aller Landsleute stellen und den Kampf ehrlich fortkämpfen und, ging's nicht anders, so sollt' er (Hormayr) lieber sich selbst zum Herzog von Tyrol ausrufen lassen, sonst wolle am Ende er (der Hofer) die Sache geradezu selber anfassen und sie durchführen, und wolle sich schreiben: „Andreas Hofer, Sandwirth im Passeyer, so lange es Gott geliebt, Graf von Tyrol". Als aber Hormayr sich dadurch nicht bestimmen ließ, als dem Sandwirth von Passeyer Alle sagten: „Hofer, sey vernünftig! deine liebe Heimath kann dich nicht schützen, du mußt fort", da blickte er seufzend gen Himmel, und ob das Herz ihm blutete, daß er die Heimath verlassen solle, so schickte er sich denn doch dazu und ging fort und kam bis an die Grenze. Hier aber war ihm, als müsse das Herz ihm brechen, wenn er hinaus solle, und mit einem Satze sprang er vom Wagen, der ihn hinausbringen sollte, kehrte zurück in die Heimath, unbekümmert darum, was er zu hoffen und was zu fürchten hatte. — Noch heute wissen die Schützen im Gebirge davon zu erzählen, wie der Hofer lange verborgen gewesen in einer Höhle im Passeyerthal, und wie plötzlich bald dies, bald jenes Blatt im ganzen Land umhergeflogen, mit der Unterschrift: „Andere Hofer, dermal unwissend wo".

Als aber nun von drei Seiten her zugleich die feindlichen Schaaren in ungeheurer Zahl, gegen 40,000 Franzosen, Bayern und Sachsen, in das vom Kaiser vergessene, von seinen Truppen verlassene Land Tyrol herein zogen, als Innsbruck neuerdings in der Feinde Hand fiel, Flam-

men und Rachegreuel überall deren Weg bezeichneten und nur kurze Frist noch zur Vereinigung der drei Heersäulen fehlte, da griffen die Schützen im Brenner wieder zu ihren Stutzen, und von Ort zu Ort ging leisen Schrittes die Hoffnung, von einem zum anderen Mann wanderte der kühne Gedanke. Im Volksherzen war zwar das Vertrauen zum Kaiser auch in dieser äußersten Verlassenheit nicht erloschen, man hielt ihn für unfähig, sein Wort zu brechen und so viele Treue unerwidert zu lassen; man entschuldigte sein Benehmen durch die harte Nothwendigkeit, welcher er sich für den Augenblick fügen müssen; man hoffte immer noch, über kurz oder lang würden die Fäden mit dem Hof wieder angeknüpft werden, und in der That kamen die geheimen Verhandlungen desselben mit den Häuptern der tyroler Volksbewegung gar bald wieder in Gang. Aber unbeschadet alles dessen verzichtete das Volk von freien Stücken auf jede Rettung von außen her, und wie es sich getraute, das heiß geliebte Vaterland einzig und allein durch eigene Kraft von der ungeheuren Uebermacht des Feindes zu befreien, so dachte es auch schon weiter; es fühlte das volle Vertrauen in sich, auch ohne obere Beamtenleitung eine neue volksthümliche Selbstregierung und Selbstverwaltung in's Werk zu setzen.

Mit diesem Gedanken begann der dritte Befreiungskampf Tyrols 1809. Am 2. August schwuren der Kreuzwirth Martin Schenk zu Brixen, Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, und Peter Mayer, Wirth in der Mahr außer Brixen, im Wirthshaus zum Kreuz daselbst, ihr liebes Land Tyrol zu erretten, und der Kapuziner Joachim Haspinger, der die Kunde vom Aufstand der Schützen im Brenner nach Brixen gebracht hatte, segnete den Bund im Namen der heiligen Jungfrau Maria und der Landespatrone ein. Von Thal zu Thal liefen nun die Boten und sie kamen auch in die Höhle des Sandwirths von Passeyer. Der Hofer aber ließ nicht auf sich warten. Am 7. August zog er mit ein Paar tausend Landesvertheidigern aus Pas=

seyer, Meran und Algund über den Jaufen und stieß zu seinem Freund Speckbacher, von dessen verwegener Kühnheit Alt und Jung im ganzen Lande zu erzählen wußte. Die Tyroler hatten an den Feinden viel zu rächen. Wo sie in den Engpässen mit ihnen zusammentrafen, da war's ihnen nicht anders zu Muth, als ob die ewige Vergeltung sie ihnen in die Hände geliefert hätte, um das Gericht zu vollstrecken. Die Schlünde, durch welche die Eisack rauscht, die wissen davon zu erzählen, wie die Feinde im furchtbarsten Vernichtungskampfe niederstürzten, um nimmer wieder aufzustehen. Vergeblich suchte der französische Heerführer, Marschall Lefebre, vorzudringen, die Stärke seiner Truppen vermochte nichts; er mußte eiligst über den Brenner nach Innsbruck zurückziehen. Ohne Anführer siegten die Tyroler, wie durch ein Wunder, bei Prutz, und gläubig schrieben sie den Erfolg dem Beistand der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Martin zu. Die Schlacht am Berge Isel am 13. August — die dritte während des großen Volkskrieges, ohne daß jedoch die Tyroler den Sieg benutzten — entschied die Flucht des Herzogs von Danzig aus dem Lande. Bald wichen die Feinde auch die Etsch entlang, das Pusterthal hinab. Zwei Tage nach der Schlacht am Isel (15. August) war Innsbruck, des Landes alte Hauptstadt, neuerdings vom Feinde befreit, und der Sandwirth von Passeyer, Andreas Hofer, zog dort mit den siegreichen Schaaren der Landesvertheidiger ein. Er ward zum Oberkommandanten von Tyrol gewählt (zum Oberkommandanten von Passeyer hatte ihn schon am 4. Juni die damalige österreichische Verwaltung ernannt), und stellte diesem Titel zum Wahrzeichen seiner Treue für das Haus Oesterreich das „k. k." (kaiserlich-königlicher) voran. — In der Hofburg der Fürsten nahm er seine Wohnung, der schlichte Bauer, der von der Geschichte auserwählt und hingestellt war, um aller Welt zu zeigen, was auch ohne Fürstenschutz, auch ohne ein „goldenes Dach" über dem Haupt ein Volk vermag, das sich selber treu ist.

Nun freilich, da sich der Erfolg so glänzend erwies, nun ward auch die Sprache des Kaisers auf einmal wieder lauter und vernehmlicher, und während das Beispiel der Tyroler ringsum in den angrenzenden Alpenländern zündete, erschien (am 16. August) ein Armeebefehl des Kaisers Franz, „welcher in dem glaubenden Tyrol das alte Vertrauen neu erweckte". — Hofer führte unterdessen die oberste Leitung der Militär- und Civilverwaltung unter den sonderbarsten Anomalien, in denen seine schlichte Bauernnatur nicht selten den Nagel recht auf den Kopf traf, daneben aber auch sich in vielfachen Mißgriffen kund gab. Hofers erste Verordnung betraf die Herausgabe aller von den Feinden geraubten und wieder verkauften oder zurückgebliebenen Effekten. Dann erließ er (ein ächter Sohn seines Landes) einen Aufruf an die Seelsorger: dem höchsten Helfer in der Noth Lob- und Dankopfer für den Sieg darzubringen und für die Aufnahme der Religion (mit allen jenen Bräuchen, wie sie von Geschlecht auf Geschlecht gekommen und erhalten worden waren) Sorge zu tragen. Mit großem Ernst und Eifer bekümmerte er sich auch um den — Ehefrieden und um die Tracht des weiblichen Geschlechts; den Frauenzimmern verbot er, „ihre Brust und Armfleisch zu wenig oder nur mit durchsichtigen Hadern zu bedecken". — Im Uebrigen bestätigte Hofer durchaus die Verfügungen der früheren österreichischen Verwaltung und folgte ihren Maßregeln, sowohl in Civil- als in Militärangelegenheiten. Dabei erhielt sich aber, da er mit seiner frischen, naturwüchsigen Kraft nie bisher in den Zauberformeln des Beamtenthums erstarrt und versteinert war, seine ganze Verwaltung bei Weitem volksthümlicher, als die frühere. Nach seinem besten Gewissen, schlicht und recht, vom Kaiser durch die große goldene Gnadenkette mit der Verdienstmedaille (der Abt von Miltau hing sie dem Oberkommandanten am Namenstage des Kaisers, den 4. Oktober, bei'm feierlichen Gottesdienst in der Hofkirche zu Innsbruck um, nachdem er sie geweiht) beehrt, führte er sie fort bis zum Frieden

von Wien am 14. Oktober, durch welchen Tyrol und Vorarlberg — wenn gleich mit Vorbehalt einer allgemeinen Amnestie — der Gewalt des Feindes überlassen werden mußte; diese Amnestie war das Letzte und Einzige, wodurch der Kaiser Franz Tyrols — gedenken zu können glaubte. — Der Liebling aller Alpensöhne, Erzherzog Johann, schrieb den Tyrolern am 28. Oktober: „Alles würde der Kaiser gethan haben, um die Wünsche des Landes Tyrol zu erfüllen; allein, so nahe dem Kaiser das Schicksal der biederen Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen; ich setze euch hierüber in Kenntniß, mit dem Beisatz, daß der Wunsch Sr. Majestät dahin geht, daß die Tyroler sich ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen".

Wie diese Kunde kam, — da traf's Alle, und Hofer vor Allen, als wäre der Himmel selber untreu geworden und nirgends auf Erden mehr ein fester Verlaß, als wankten die Berge in den Grundfesten, als müsse nun das ganze liebe Land in wüste Trümmer zusammenstürzen und das Ende aller Dinge sey da. Den Hofer damals zu sehen, das war ein erschütternder Anblick. Mit vielen Anderen war er im ersten Augenblick betäubt, rathlos, unentschlossen. Inzwischen hatten die Feinde schon den Isel und die Scharnitz besetzt, Speckbacher, der noch am 16. September bei Lofer und Luftenstein das Beste gewonnen, war am 16. Oktober bei Meleck nach heißem Heldenkampf besiegt worden, hatte seinen Sohn an die Bayern verloren, die ihn gefangen nach Landshut brachten, und konnte sich selbst nur mit genauer Noth retten. So blieb nichts übrig, als Unterwerfung. Hofer ergab sich in das Unvermeidliche, zeigte seine Unterwerfung zu Anfang des Novembers dem Vicekönig von Italien, so wie dem bayerischen Oberbefehlshaber an und rief auch das Volk auf, die Waffen niederzulegen. Durch falsche Nachrichten von Siegen und dem Einmarsch des Erzherzogs Johann getäuscht, umgeben

und gedrängt von den Männern, welche mit wildem Eifer unabläßig den Kampf verlangten, begann er jedoch die Feindseligkeiten auf's Neue und rief am 15. November von Saltans aus die Bewohner des Vintschgaus und des Oberinnthals zu den Waffen. Es war der letzte Verzweiflungskampf, und rasch vollendete sich Hofers, vollendete sich Tyrols Schicksal.

Racheglühend zogen die überlegenen feindlichen Heerschaaren heran; den Landesvertheidigern fehlte die Zeit, sich zusammenzufinden, es fehlten ihnen die Anführer, es fehlte die Einheit. Unaufhaltsam drangen die Feinde vor; sie unterwarfen sich ein Thal nach dem anderen, sie opferten Männer, Weiber und Kinder ihrem Grimme. Hofer flüchtete mit Weib und Kindern in die winterliche Einsamkeit der Berge. Vom Ende des Novembers 1809 bis zum Ende des Januars 1810 verbarg er sich in der „Kellerlahn", einer Alpenhütte, welche vier starke Stunden oberhalb seines Wirthshauses im Passeyer lag. Seine Vertrauten brachten ihm Speise. Ein Bote des Kaisers Franz lud ihn ausdrücklich zur Flucht nach Wien ein; aber Hofer konnte es nicht über's Herz bringen, sich von der lieben Heimath, von Weib und Kindern zu trennen. Umsonst boten die französischen Befehlshaber Versprechungen und Drohungen auf, um Hofers Aufenthalt zu entdecken, bis endlich der Priester Joseph Donay zum Verräther ward. Dieser Mann war früher Hofers vertrauter Freund gewesen und von ihm noch in der letzten Zeit mit der Erklärung der Unterwerfung an den Vicekönig von Italien nach Villach gesendet worden. Bald darauf von Hofer sich beleidigt glaubend, diente er aber dem Feinde und verrieth dem General Baraguay d' Hilliers den Namen des treuen Dieners Staffel, welcher dem Sandwirth Lebensmittel nach der „Kellerlahn" brachte. Staffel wurde sogleich verhaftet, mit Versprechungen angegangen und endlich durch Todesangst dahin gebracht, daß er den Soldaten, welche auf Hofer fahnden sollten, den Weg zu dessen Versteck zeigte.

Es war am 20. Januar 1810 des Morgens um 5 Uhr, als der feindliche Hauptmann an die Thür der Kellerlahn klopfte und Hofer beim Namen rief. Der Sandwirth öffnete, trat unerschrocken vor die Soldaten, bekannte frei, er sey der rechte Mann, den sie suchten, und bat nur um Gnade für Weib und Kinder. Dann ließ er sich fesseln. Mit seiner Hausfrau, seinen Töchtern, seinem zwölfjährigen Sohne und seinem Schreiber wurde er hierauf durch Meran und Botzen geführt. Ueberall, wo er hinkam, waren die feindlichen Truppen in Spaliere aufgestellt und ließen ihre Feldmusik erschallen; laut weinten die Tyroler um ihn, aber auch viele feindliche Offiziere empfingen ihn ehrenvoll und in dankbarer Erinnerung an die menschenfreundliche Schonung, womit er so oft, Donay's und Anderer barbarisches Verlangen zurückweisend, die Kriegsgefangenen behandelt hatte. Seine Familie wurde bald frei gelassen und General Baraguay schützte ihre Rückkehr nach dem Wirthshaus am Sand. Hofer sollte eiligst nach Mailand gebracht werden. Aber schon in Mantua wurde ein Kriegsgericht, unter dem Vorsitz des Gouverneurs dieser Festung, des Generals Biffon, zusammengesetzt. Zwei Stimmen des Kriegsgerichts erklärten sich für seine Freisprechung, mehre bloß für Gefangenhaltung, die Mehrzahl war gegen ein Todesurtheil. Da kam auf telegraphischem Wege der Befehl aus Mailand: ihn binnen 24 Stunden zu erschießen. Heldenmüthig ging Hofer, von den Feinden selbst geachtet, dem Tode entgegen; es war am Morgen des 20. Februar 1810.

Bevor er seinen letzten Gang antrat, schrieb der edle Mann seinem Freunde H. v. Büchler zu Neumarkt folgenden Brief, den wir wörtlich und in Hofer's eigener Schreibart mittheilen wollen.

„Liebster Herr Prueder!

Der] götliche Willen, ist es gewössen, das ich habe miessen hier in Mandua mein Zeitliches mit dem Ebigen

verwörlen, aber gott seie Daukh um seine gödliche gnad, mir ist es so leicht forgekhomen, das wann ich zu was anderen ausgefierth wurd; Gott wirth mir auch die gnad verleihen, bis in lösten augenplickh, auf das ich khomen kann, alwo sich mein Sehl ebig Ehr freien mag. Es mögen alle hier noch lebente guete freint für mich bitten und mir aus die heißen Flamen helfen waun ich noch im Fegfeir piessen muß. Die Gottesdienst soll die liebste mein und Wirthin zu sankt Marthin halten lassen, und den Freinten ist Suppe und Fleisch göben zu lassen und ein halb Maaß Wein. Von der Welt lebet alle wohl biß mir in Himel zsam khomen, und dorten Gott loben an Ent, alle Passeyrer und Bekhounte sollen mir eingedenkt seyn in heiligen Gebeth, und die Wirthin soll sich nicht so bekhimmern, ich werde piden bei Gott fir sie alle. Ade mein schnede Welt, so leicht khomt mir das Sterben for, daß mir nit die Augen naß werden, geschrieben um fünf Uhr in der Frue, und um neun Uhr reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.

Mandua den 20. Februari 1810.

Dein in Leben geliebter Andere Hofer,
von ssant in Passeyr".

Als er an den Kasematten vorbeiging, worin sich gefangene Tyroler befanden, segnete er sie, desgleichen andere Landsleute, die sich vor ihm niederwarfen, bat sie, ihm zu verzeihen, wenn er an ihrem Unglück schuld sey, und tröstete sie mit der Hoffnung, daß Tyrol doch noch wieder an den Kaiser Franz kommen werde!! Dem Erzpriester von Santa-Barbara, Johann Jakob Manifesti, welcher ihn als Beichtvater auf dem letzten Gange begleitete, übergab er seine Baarschaft, 500 Gulden in Banknoten, zur Vertheilung an seine Landsleute, seine silberne Tabaksdose und seinen Rosenkranz. Auf dem Todesplatze, einer breiten Bastion der Porta Ceresa, angelangt, weigerte er sich, sich die Augen verbinden zu lassen und niederzuknien. „Ich stehe vor Dem, der mich erschaffen", sprach er, „und stehend will ich meinen Geist

übergeben". Hierauf ermahnte er den Korporal der Grenadiere, vor denen er stand, gut zu schießen, gab ihm ein Zwanzigkreuzerstück, das unter seiner Oberkommandantschaft geprägt worden war, mit den Worten: „es sey sein letztes Geld und erinnere ihn noch an sein armes Vaterland", und kommandirte dann: „Feuer!" Erst der dreizehnte Schuß machte seinem Leben ein Ende; es war 1 Uhr des Nachmittags vorüber. Auf einer schwarzausgeschlagenen Bahre wurde seine Leiche von den feindlichen Grenadieren in die Michaelskirche getragen; dort blieb sie feierlich ausgesetzt, während die Grenadiere die Ehrenwache hielten. — Im Gärtchen des Pfarrers der Citadelle wurden seine irdischen Reste beerdigt; von dort brachte man sie in's Serviten-kloster, und von da am 21. Februar 1823 unter dem Geleite aller Behörden feierlich in das für ihn bestimmte Grabmal in der Hofkirche zu Innsbruck. — Dort, dem Denkmal des Kaisers Maximilian I. gegenüber, steht auch seit dem Jahre 1834 sein Standbild, aus göflaner Marmor, von Schaller gefertigt, 7 Fuß hoch, den schlichten Sandwirth, mit der Büchse über der Schulter, das entblößte Haupt emporgewandt, in der Rechten die Fahne mit der Inschrift: „Für Gott, Kaiser und Vaterland", darstellend.

Hofers Familie wurde für den Verlust ihres Vermögens 1819 entschädigt, auch des bereits 1809 geadelten Hofers Adelsdiplom am 26. Januar 1818 zu Wien ausgefertigt. — Alle diese Ehrenbezeigungen vermochten aber weder das Opfer kaiserlichen Treubruchs aus dem Grabe zu erwecken, noch dem grünen Kranze des gefallenen Helden ein Blatt hinzuzufügen. — Wir können von dem tyroler Volks-helden unmöglich scheiden, ohne seines treuen, edlen Weibes mit einigen Worten zu gedenken. Anna, geborene Ladurner, ein Name, den viele Ehrenmänner in der damit reichgesegneten Grafschaft Tyrol führen, die sich in Krieg und Frieden, in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnet, verlebte ihre jüngeren Jahre in Sorgen und Mühen mancherlei Art. Ihr Eheherr konnte es in seinem Gewerb und

Haus zu nichts Rechtem bringen; und waren die ersten Jahre ihrer Ehe mit hübschen Kindern auch reichlich gesegnet, so konnte doch darüber die Freude in ihrem Gemüthe nie recht ungetrübt aufkommen, da es an hinlänglichen Mitteln gebrach, für sie zu sorgen. Dem trüben, schwer belasteten Gemüthe Hofers kamen die Aufforderungen erwünscht, sich aus seiner Lage zum Ruhme emporzuschwingen. Wir wissen nicht, welchen Antheil die verständige Frau an seinen Entschlüssen hatte; allein wer sie näher kannte, ist der Meinung, daß sie nicht unpassend mit dem Bilde der Stauffacherin zu vergleichen ist, wie es uns Schiller gezeichnet. Der Aufruhr brach los, und die Passeyerer, Männer, Weiber und Kinder, waren die Thätigsten voraus. Anna Laburner warf die ersten Späne in den tosenden Passerbach, dessen Wellen sie in die Etsch trieben, um den anderen Thälern zu verkünden, daß Alles vorbereitet sey. Jenseits des Jaufens bei Sterzing wüthete die Schlacht, und sie konnte von ihrem Hause aus den Weg hin und her zu ihrem siegenden Helden machen, ihn anfeuern, ihm Kunde bringen von den zarten Kindern, ihn ermuthigen und die Wunden verbinden. Mühselig genug, aber erhebend dabei war dies Geschäft. Das edle tyroler Weib fühlte seine Bestimmung. Ihres Gatten Glanz und Ruhm stiegen, und er zog als kaiserlicher Landeskommandant in die Hofburg zu Innsbruck. Was mochte da wohl die Bewohnerin des stillen Häuschens auf dem Sande an der Passer fühlen? Welche Plane hegte sie da wohl für die Zukunft? — Sie besorgte ihr Hauswesen und betete nur eifriger, sandte die Kinder nach St. Leonhard in die Schule und ließ beim rosenfarbenen Blut zu St. Martin Messe lesen. Was sollte sie mehr thun? Dabei hoffte sie, daß ihr Mann bald gesund nach Hause kehren würde, um sein Geschäft mit Ordnung wieder zu beginnen. Was sollte sie anders wünschen? — Als aber das Glück sich wendete, als Hofer verfolgt und geächtet zu ihr heimkehrte, da fand sich auch darein ihr frommes Gemüth; sie stieg mit ihm in ellenhohem Schnee zur Sennhütte hinan, ihr kleinstes Mädchen tragend, und kochte oben für

ihre Angehörigen so treusam und fleißig, als stünde sie unten an ihrem reinlichen Herde, im Wirthshause am Sand, und schaffte für zahlende Gäste; dabei betete sie fromm und dankbar zum Himmel, als hätte dieser ihren heißesten Wünschen Erfüllung geschenkt. — Wie sie nun aber in ihrem Zufluchtsorte verrathen und entdeckt worden waren, wie bei frühem Morgen Weib und Kinder des unglücklichen Mannes, mit bloßen Füßen über das zackige Eis der Felsen getrieben, blutend und hart gebunden nach Botzen kamen, wie man sie dort vom Gatten und Vater riß, um sie in getrennte Kerker zu bringen, da wird wohl erzählt, daß selbst dem starken Hofer eine Thräne in den prächtigen Bart rann. Aber von den Thränen seines stärkeren Weibes wird nichts berichtet. Und als nun der General Varbone im Rondel von Mantua von dem Piket niedergestreckt worden war, da wußte seine getreue und standhafte Anna nichts davon, denn sie saß selbst in schwerer Haft, und die Richter, vor die man sie schleppte, sagten ihr nichts darüber und verlangten nur von ihr, daß sie ihr eigenes Haupt vertheidige. Sie that es, um sich ihren Kindern zu erhalten, und als sie zurückgekehrt war in das Wirthshaus am Sand, da erfuhr sie erst, daß sie Wittwe sey und ihr geliebter Mann von den Franzosen erschossen. —

Es gingen allgemach die Jahre der Trauer vorüber; der Tyroler war wieder, was er seyn wollte: österreichisch. Hofers Name kam zu Ehren, die sich auf Alles ergossen, was denselben trug. Anna Ladurner wurde Frau v. Hofer, ihre Kinder mit ihr geadelt; die Freigebigkeit des Kaisers machte sie zur reichen Frau. Aber sie lebte fort und fort in ihrer beschränkten Häuslichkeit, mit edelm Sinne der hingeschwundenen Zeit gedenkend, ihren Mitbewohnern des Thals Gutes erweisend, hülfreich bei ihrem Handel und Wandel, zurückgezogen von der Welt, die jetzt neugierig herbeizog, um sich nach dem Sandwirth und seinen Particularitäten zu erkundigen. Da nannte man sie wohl stolz, übermüthig, ja selbst einfältig und stumpfsinnig, weil sie

nicht die gefällige Wirthin und geschwätzig genug war, den Cicerone ihres eigenen Unglücks zu machen. Aber glaubt man, daß das Maß des Kummers für diese Frau endlich gefüllt war? Bis zu ihrem Tode rannen neue Thränen hinein, und immer war noch Raum für neue. Alle ihre Töchter sah sie, langsam hinsiechend, vor sich hinsterben — drei in drei Jahren — und erst als die letzte, ihre liebste, die von Wien gekommen war, die greise Mutter zu pflegen, auch gestorben war, da brach der Gram sie wenige Tage darauf zusammen. Sie hatte 72 Jahre vollendet. —

Das Haus am Sande besitzt nun der Schwiegersohn; der Sohn Hofers lebt in Wien. Die Schicksale dieser Familie werden als Tradition in den Thälern Tyrols ewig fortleben; die Geschichte wird sie für die übrige Welt bewahren, wenn einst außer dem stattlichen Kostüme des Landeskommandanten, das der Sandwirth bei seiner Belehnung mit diesem Titel in Innsbruck getragen, kein Zeuge jener merkwürdigen Tage in Passeyer selbst mehr anzutreffen seyn wird.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

	Seite
Karl der Große, von Duller	3
Der Kaufmann sonst und jetzt, von Scherer	74
Blücher und der große deutsche Freiheitskrieg, von Welcker	96
Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parmain den Jahren 1584 und 1585, von Schiller	152
Andreas Hofer	204

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Völkerlebens

Bd.: 9,2

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-9,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738265-6